

Abonnements-Bedingungen:
Abonnement: 1,10 Mark pro Monat...

Vorwärts

Die Interlons-Gebühr
beträgt für die sechsgehaltene Kolonelle...

Telegramm-Adresse:
„Sozialdemokrat Berlin“.

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Morisplatz, Nr. 1983.

Montag, den 29. September 1913.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Morisplatz, Nr. 1984.

Seltamer Handel.

Die königliche Dienstpferde angekauft werden.

Die große Deeresvorlage dieses Jahres hat neben anderen
Ruhmstücken auch den Pferdehandel und Pferde-
züchtern gute Zeiten beschert...

Im „Süddeutschen Grenzboten“ von Stal-
lupönen, einem amtlichen Anzeigebblatt, findet sich folgen-
des Eingekannt:

„Am Mittwoch, den 17. d. M., fand in Billkallen Markt zum
Ankauf volljähriger Pferde statt. Als vollständig Unbeteiligter hatte
ich Gelegenheit, die Handhabung des Ankaufs zu beobachten...

Beim Ankauf sollten hauptsächlich Pferde von Besitzern berück-
sichtigt werden. Es leuchtet nun auch jedem Laien ohne weiteres
ein, daß der Besitzer in der notwendigen Arbeitszeit, in welcher der
Markt stattfand, die Pferde nicht aufgefüttert und ausgeputzt aus
der Ecke oder dem Pflug bringen kann...

Herr Guttsbesitzer Sauskat-Martinglen stellte der Kommission
drei Pferde vor, eins wurde ihm abgekauft; ein zweites — einen
Fuchswallach — konnte der Herr Major nicht brauchen...

Es macht keinen guten Eindruck, wenn ein
preußischer Major der Ankaufskommission an-
scheinend den Pferdeankauf Dritter vermittelt.
Dann hatte Herr Besitzer Aug. Speer-Genitalkompen drei
Pferde vorgeführt, alle drei Pferde bekamen Nummern und wurden
schließlich aus dem Kreis als untauglich zurückgewiesen...

Herr Guttsbesitzer Simon-Drusken stellte in Stallupönen ein
schweres Pferd, ein Rappwallach mit Schutzstern und weißen
Fesseln vor, welches ebenfalls eine Nummer erhielt, aber auch als
untauglich aus dem Kreis gemessen wurde...

Der Besitzer Berg stellte auf dem Markt in Reutlich ein Pferd
vor, welches als untauglich abgewiesen wurde; er wurde durch den
Herrn Major an Sandelowski u. Rachmann als Käufer gemessen;
diese kauften das Pferd und sollen es nach wenigen
Tagen der Kommission gestellt und verkauft haben.

Herr stellte ein namhaft zu machender Besitzer des Kreises
Stallupönen auf dem Markt daselbst ein Pferd vor, welches abge-
wiesen und von Sandelowski u. Rachmann angekauft
wurde. Die Kommission kaufte auch dieses Pferd von ihnen, als
der Besitzer deshalb Standal machen wollte, soll er von einem der
Beteiligten einen größeren Geldbetrag erhalten
haben, damit er nichts weiter veranlaßt.

Das von Herrn Simon gestellte Pferd, war wie schon oben er-
wähnt, ein schweres Rappwallach mit Schutzstern und weißen Fesseln
und auch einem Nicht-Pferdebesitzer fällt ein solches Pferd sofort
auf. Wenn der Herr Major das Pferd am Vormittag auf dem
öffentlichen Auktionsplatz nicht brauchen konnte und es am Nach-
mittag auf dem Labingischen Hofe dennoch kauft, wirkt dieses kein
gutes Licht auf das Verständnis derselben für Pferde und weshalb
konnte nicht der Besitzer selbst die rechtlich verdienlichen 1400 M.
erhalten?

Herr Rittergutsbesitzer Braemer-Dorischal stellte auf dem
Billkallen Markte ein Pferd, einen schweren braunen Wallach vor,
der Herr Major bedauerte, das Pferd nicht kaufen zu können, wie s

Herrn Braemer aber an Sandelowski u. Rachmann.
Diese würden das Pferd kaufen, weil sie noch Lieferung für die
Maschinengewehrabteilung hätten. Sandelowski u. Rachmann waren
auch sofort bei der Hand, boten zunächst 800 M. für das Pferd und
kauften es schließlich für die von Herrn Braemer geforderten 1000
Mark. Es drängt sich dem Unbeteiligten hier unwillkürlich die
Frage auf, ob die Kommission nicht auch für die Maschinengewehr-
abteilung die Pferde direkt vom Besitzer ankaufen kann oder mag
die Firma Sandelowski u. Rachmann allein ein Recht oder Privi-
leg zu deren Ankauf haben.

Ohne die Rechtmäßigkeit des Herrn Majors in Zweifel ziehen zu
wollen, ist es allgemein aufgefallen, daß gerade die Firma
Sandelowski u. Rachmann-Königsberg eine große
Anzahl zurückgehaltener Pferde zu verhältniß-
mäßig hohen Preisen aufkauft, offenbar in der
Absicht, sie wieder vorzustellen und der Kom-
mission zu verkaufen. Wäre eine dahingehende Ansicht nicht voll-
kommen widersinnig, dann wäre man fast versucht anzunehmen,
daß die genannte Firma auf höheren Befehl oder sichere Garantie
handele.

Aber auch die Art der Musterung der gestellten Pferde gibt zu
berechtigter Kritik Anlaß. Während der größte Teil der Pferde zu
Anfang des Marktes schon nach einigen Schritten nummeriert wur-
den, wurden andere und, wie der bloße Augenschein lehrte, nicht die
schlechtesten Pferde drei- und viermal über die ganze Bahn geführt,
um sie schließlich als untauglich zurückzuweisen. Der größte
Teil dieser zurückgewiesenen Pferde wurde aber
noch selben Tages an eine andere Kommission
verkauft.

Ein Guttsbesitzer, wohl aus dem Kreise Ragnit, wenn ich nicht
irre, stellte 50 Pferde vor, sechs wurden ihm abgekauft. Der Herr
Major fragte ihn nach Schluß des Marktes, was er mit den übr-
igen Pferden jetzt anfangen werde, er gebe ihm den Rat, den Stall
anzuzünden und die Luhrs zu verbrennen. Der Betreffende gab
ihm zur Antwort, der Herr Major wisse wohl, was auf Brand-
stiftung folgt.

Eine Radmusterung der angekauften Pferde wäre zu emp-
fehlen und würde ergeben, daß ein großer Teil derselben für
Militärzwecke wenig tauglich sein dürfte; von vielen
Sachverständigen wurde beim Ankauf manchen Pferdes der Kopf
geschüttelt.

Endlich mißfällt auch die Art der Radmusterung ausgemusteter
Pferde im Kreise. Es erweckt den Anschein, als wenn zunächst
der Name des Besitzers aus dem Kontrollbuch festgestellt wurde und
dann erst die Ausweisung erfolgte. Es war nicht klar zu verstehen,
ob das Pferd oder der Besitzer ausgemustert werden sollte.

Es ist zu bedauern, daß nicht einer der anwesenden Besitzer
eine passende Antwort zu geben vermochte, denn auch der Herr
Major wird mit von den Steuern befohlen, welche die Besitzer zum
größten Teil aufzubringen haben, sie dürften sich nicht eines
etwosigen kleinen Vorteils wegen ihrer Selbsthaltung begeben.

Wundernehmen würde es jedenfalls nicht, wenn der Herr
Major nicht die erforderliche Anzahl Reit- und Wagenpferde wird
ankaufen können, denn der größte Teil der Besitzer und auch der
Händler wird sich zurückziehen.

Vielleicht wird aber auch dann die Firma Sandelowski u. Rach-
mann aus der Not helfen dürfen.

Schwetigallen, im September 1913. B. Eigner.

Ueber dieselbe Kommission und die gleiche Firma wird
uns noch aus Darlehen geschrieben, daß beide am
23. September dort im Hofe der Infanteriekaserne Markt ab-
gehalten und, wie in Billkallen, hübsch Hand in Hand ge-
arbeitet haben.

So versteht eine geschäftstüchtige Pferdehändlerfirma mit
Hilfe eines Remontekommissars an der Schlagfertigkeit der
Armee mitzuarbeiten. Das jetzt zur Einstellung kommende
minderwertige Pferdmaterial muß in wenigen Jahren
notdürftig unbrauchbar sein, dann blüht der Weizen der Händler
von neuem.

Das große Opferjahr 1913 zeitigt doch recht übel duftende
Blüten.

Politische Uebersicht.

Eine Niederlage des Zentrums.

Bei der württembergischen Landtagswahl im Oberamt
Nottwil hat das Zentrum am Sonnabend eine empfindliche
Niederlage erlitten. Das Mandat, das seit 13 Jahren im Besit-
ze des Zentrums war, ist ihm entzogen worden. Gewählt wurde der
gemeinsame liberale Kandidat Müller mit 4551 Stimmen gegen
den Zentrumskandidaten Wächter, der 4334 Stimmen erhielt. Die
Sozialdemokratie hatte unter Berücksichtigung des Stärkeverhält-
nisses der Fraktionen im Landtag die Parole für den liberalen
Kandidaten ausgegeben, der die sozialdemokratischen Wähler bis
auf den letzten Mann folge leisteten. Das Oberamt Nottwil ist zu
mehr als zwei Drittel katholisch, und die Akerisei übt dort den
schärfsten Terrorismus aus. Wenn trotzdem der Bezirk dem Zeh-
trum verloren ging, so ist das ein Zeichen dafür, daß die Ver-
dämmerung die Gefahr erkennt, die ihm von der schwarz-blauen Herr-
schaft droht.

Das Ergebnis dieser Wahl hat größere Bedeutung, als sonst
einer Landtagswahl zukommt, weil es die bisherige Stimmen-
gleichheit der Rechten und der Linken im Landtag aufhebt. Weichen
die beiden weiteren neu zu besetzenden Mandate Gerabronn und
Stuttgart-Amt im Besitze der Parteien, die sie bisher innehatten,

so werden sich künftig nicht mehr je 46 Stimmen der Rechten und
der Linken gegenüberstehen, sondern 47 Stimmen der Linken gegen
45 Stimmen der Rechten, der noch die Stimme des Präsidenten
entgeht, stehen. Ohne die praktische Bedeutung dieser Verschiebung
zu überschätzen, darf man doch feststellen, daß die Liberal-konserva-
tive Woge, die bei den letzten Landtagswahlen das Schwabenland
überflutete, wieder im Niedergang begriffen ist. Es befindet sich im
Besitz der Rechten eine Reihe von Mandaten, die auf noch viel
unsicherem Boden stehen als das für Nottwil.

Zuwendungen an bürgerliche Parteiblätter aus dem
städtischen Steuerfiskus.

Hinter eine bisher wohl einzig dastehende Zuwendung an
bürgerliche Blätter aus den städtischen Steuererträgen ist unser
Parteiblatt in Düsseldorf gekommen. Die dem Zentrum und der
liberalen Partei angehörende Stadtverordnetenversammlung in
Düsseldorf hat vor längerer Zeit in geheimer Sitzung einen erst
jetzt bekannt gewordenen Beschluß gefaßt, nach welchem den poli-
tischen Tageszeitungen der beiden Parteien aus dem 200 000 M.
betragenden Dispositionsfonds ein größerer Betrag zur Verfügung
gestellt wurde mit der Verpflichtung, „zur Propaganda für die
Stadt Düsseldorf“ eine bestimmte Anzahl Zeitungen nach auswärtig
zu versenden. Im Etatsjahr 1912 sollen dafür 35 000 M. aus-
geworfen worden sein. Der Beschluß ist um so ungeheurer, als
eine Anzahl Stadtverordneter finanziell an ihren Parteiblättern
beteiligt sind bezw. Gesellschafter oder Aufsichtsratsmitglied bei
deren Gesellschaften sind. Das liberale Blatt, die „Düsseldorfer
Zeitung“, hat im Vorjahre mit 118 800 M. Unterbilanz abge-
schlossen. Auf eine offene Anfrage, die vor einigen Tagen unser
Parteiblatt in dieser Angelegenheit an die Stadtverwaltung richtete,
hat bisher weder diese, noch eine der beteiligten Zeitungen geant-
wortet. Das liberale Blatt sowohl wie das zentrumliche „Düssel-
dorfer Tageblatt“ hüllen sich in Schweigen. Dagegen läßt man —
anscheinend offiziös — durch eine auswärtige Zeitung die Nachricht
verbreiten, daß es sich lediglich um eine einfache Maßnahme zur
Propaganda für die Stadt Düsseldorf durch die zu diesem Zweck
geeigneten politischen Zeitungen handelt.“ Gewiß eine sonderbare
politische Moral, die sich da in dieser Entschuldigung äußert! Am
Dienstag ist Stadtverordnetenversammlung, und man darf gespannt sein,
ob die Stadtverwaltung in dieser Sitzung Aufklärung gibt. . .

Verfassungswidrig.

Einen Eingriff in die staatsbürgerlichen Rechte der Beamten
in Baden kündigte in einer Wählerversammlung in Weingarten
bei Karlsruhe der konservative Landtagskandidat Oberamtmann
Schmitt aus Karlsruhe an. Er soll sich folgendermaßen ge-
äußert haben:

„Jeder, der mit den Sozialdemokraten partiiert, kann nicht
als national gelten. Wir werden besonders die Beamten aufs
Korn nehmen. Ich habe da vor allem Verwaltungsbeamte im
Auge. Sie können mir glauben, daß ich verpflichtet bin, Anzeige
zu machen; wo Beamte dem Großblock Vorpostendienste leisten,
da wird Abhilfe geschaffen werden. Beim Minister (gemeint ist
Minister v. Bodman) weist kein Großstadtwind.“

Das wäre ein Eingriff in die staatsbürgerlichen Rechte der
Beamten, der als verfassungswidrig nicht scharf genug
zurückgewiesen werden kann. Zunächst wird man jedoch abwarten
müssen, was das Ministerium zu dieser Ankündigung sagt.

Die „Titanic“-Konferenz.

Die internationale Konferenz, die aus Anlaß der furchtbaren
„Titanic“-Katastrophe gewünscht wurde, wird am 12. November
in London tagen. Vierzehn Staaten nehmen an ihr teil. Nach den
deutschen Vorschlägen müßten u. a. Passagierdampfer, die ein-
schließlich ihrer Besatzung 75 Personen und mehr an Bord haben,
mit einer funktentelegraphischen Einrichtung von mindestens 100
Seemeilen Reichweite ausgerüstet sein. Als Passagierdampfer sollen
alle Dampfer gelten, die überwiegend zur Beförderung von min-
destens 25 Personen eingerichtet sind. Zur gleichen Verpflichtung
sollen auch alle Frachtdampfer unterworfen werden, die mehr als
80 Personen an Bord haben, ausgenommen für die Nord- und Ost-
seefahrten, sowie das Mitteländische und Schwarze Meer.
Wiel wird bei dieser Konferenz nicht herauskommen, da alle
wirklich durchgreifenden Maßnahmen an den Geldbeutel der Reederei
gehen.

Der Kampf der Ulsterleute gegen die irische Selbstregierung.

Bei der am Sonnabend in Belfast abgehaltenen Parade
der Freiwilligen von Ulster hielt der Führer der Protestanten
Ulsters Sir Edward Carson eine kurze Ansprache, in der er
sagte: Alle Regierungen müssen auf Macht beruhen. Ange-
sichts des glänzenden, überwältigenden Machtangebots, das
ich hier vor mir habe, bin ich überzeugt, daß es imstande wäre,
mit Erfolg die provisorische Regierung aufzurichten. Er ver-
sprach dann den Freiwilligen, daß sie niemals Home-
rule erhalten würden, solange sie fechtblie-
ben. An der Parade nahmen 14 Bataillone Freiwillige von
Ulster teil. Anstatt des üblichen Ehrensaluts brachten sie
drei Hurraufe auf das Vereinigte Königreich aus, während
gleichzeitig eine große Unionjacke entfaltet wurde. Die
Freiwilligen und die Zuschauer sangen hierauf die Na-
tionalhymne. Die Parade wurde von dem inaktiven General
Sir George Richardson befehligt. Als Bataillonskomman-
deure fungierten inaktive Offiziere der Armee und Miliz-
offiziere.

London, 28. September. (Meldung des Reuterschen Bureau.) Der Nordpolar von Schottland Alexander Mac Neill gestern in Upphali, nahe Edinburgh, eine Rede, in der er vorschlug, daß die provisorische Regierung von den Banken ebenso behandelt werde wie eine südamerikanische Republik, denn dann würde diese Regierung in wenigen Wochen unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbrechen. Wenn die Konföderation die Herrschaft der Vorkämpfer Extremen abschütteln wollten, so würde die Regierung bereit sein, mit ihnen über die Frage einer härteren Vertretung in den Parlamenten im zwischen Parlament zu verhandeln. Die Regierung würde dann auch den Vorschlag, daß Minister in Angelegenheiten des Unterrichts und der Religion volle Selbständigkeit erhalte, ein geneigtes Ohr leihen. Er freute sich, Anzeichen zu sehen, von denen er hoffe, daß sie im Laufe der nächsten Woche zu einer Konferenz und einem freundschaftlichen Kompromiß führen würden.

Zur Verfassungsreform in Dänemark.

Das Folkething nahm am Sonnabend den Gesetzentwurf über die Aenderung der Verfassung in dritter Lesung mit allen gegen die 6 Stimmen der Konserverativen ohne Debatte an, nachdem auch der Ministerpräsident die Annahme des Entwurfs empfohlen hatte. Das Oberhaus wird sich in dieser Woche mit dem Gesetzentwurf beschäftigen.

Auslieferung der Kriegsgefangenen zwischen Türkei und Bulgarien.

Konstantinopel, 28. September. Nach dem zwischen der Türkei und Bulgarien zustande gekommenen Uebereinkommen werden die Kriegsgefangenen binnen Monatsfrist freigelassen werden. Wie verlautet, bestimmt das Protokoll, daß Bulgarien für den Unterhalt der Kriegsgefangenen keine Entschädigung erhalten wird, da die Kosten durch den Ertrag aus der Kapitalisierung eines Teiles der Zakusgüter ausgeglichen werden. Man weiß noch nicht, auf welche Weise die Privatinteressenten der Zakus entschädigt werden.

Die Niederbarnimer Genossen und der Parteitag.

In der am Sonntag abgehaltenen Generalversammlung des Sozialdemokratischen Wahlvereins für den Kreis Niederbarnim erstattete Schwanitzburger Bericht über den Verlauf des Parteitages. Zur Frage des Massenstreiks bemerkte er, daß die Delegierten des Kreises für die Resolution Luxemburg gestimmt haben, um dadurch der Stellung der Niederbarnimer Genossen Ausdruck zu geben. Der Redner bedauert, daß die Genossin Luxemburg zur Frage des Massenstreiks auf dem Parteitage nicht so Stellung genommen habe, wie sie es in der Niederbarnimer Generalversammlung getan habe. Anstatt allgemeine Ausführungen zu machen, hätte sie den Standpunkt der Niederbarnimer Resolution betreten sollen. Es sei nur darüber diskutiert worden, zu welcher Zeit etwa der Massenstreik auszuführen sei. Doch darauf komme es nicht an. Die Hauptsache sei, daß die Frage in der Arbeiterschaft diskutiert werde, damit das Proletariat bereit sei, diese Waffe zu gebrauchen, sobald es notwendig ist. Außer der Erringung des Wahlrechts in Preußen gebe es noch manche andere Frage, welche die Anwendung des Massenstreiks notwendig machen könne. Die Ausführungen des Genossen Bauer hätten erkennen lassen, daß die Gewerkschaften nur eine platonische Liebeserklärung hätten, aber von seiner praktischen Durchführung wohl nichts wissen wollten. Das sei zu bedauern. Bei der Besprechung des Fraktionsberichts bemerkte der Redner: Es sei unter keinen Umständen zu billigen, daß bei der Abstimmung über den Proportionalwahlrechtsantrag ein Teil der Fraktionsmitglieder fehlten und der Antrag deshalb abgelehnt wurde. Hinsichtlich der Steuerfrage hält es der Redner für selbstverständlich, daß wir indirekte Steuern ablehnen, wenn sie durch direkte ersetzt werden können. Es sei mit Recht von der „Mannheimer Volksstimme“ gesagt worden, die Konsequenz der Resolution Wurm führe dahin, daß sie auch zur Rechtfertigung der Budgetbewilligung in den Landtagen herangezogen werden könne. — Der Beschluß zur Kaiserfeier bringe nicht die notwendige Klärung. Wenn man immer an der Kaiserfeier herumdoke, dann wäre es schon besser, mit der Arbeitstube ein Ende zu machen und die Frier auf einen Sonntag zu verlegen. — Eine unerquickliche Angelegenheit sei der Fall Radel. Die Entscheidung des Parteitag sei von großem Teil zurückzuführen auf eine Animosität gegen die Person Radel, die Radel durch sein Auftreten auf der Jubiläumsgalerie des Parteitages bestärkt habe. Zur Sache selbst meint der Redner, der von einer ausländischen Bruderpartei beschlossene Ausschluß müsse auch für uns maßgebend sein. — Eigen-

tümlich habe es berührt, daß Genosse Weis eine Kandidatur zum Parteivorstand angenommen habe, obgleich die Berliner Delegation sich für die Genossen Brühl und Bengels als Weisler erklärt habe. Diese Handlungsweise des Genossen Weis sei nicht fair. Von der rechten Seite der Partei habe sich Weis aufstellen lassen. Die Berliner Genossen würden ihm hoffentlich trotz seines großen Mundes die Wahrheit sagen. Brühl sei bei der Vorstandswahl deshalb unterlegen, weil er den radikalen Standpunkt vertreten habe. Daenisch, der als erster Diskussionsredner das Wort erhielt, sprach sein Bedauern darüber aus, daß jemand wegen seiner radikalen Haltung bestraft werde, wie es durch die Nichtwiederwahl des Genossen Brühl geschehen sei. Ebenso lebhaft bedauert der Redner den Parteitagbescheid im Falle Radel. Er wolle nicht für die Person Radel eine Lanze einlegen, sondern er wende sich nur dagegen, daß man Radel den Weg eines geordneten Gerichtsverfahrens abgeschnitten habe. Obgleich es sich hier um eine Rechtsfrage von erheblicher Bedeutung handele, habe der „Vorwärts“ in seiner Registrierung der Prekzimmern nicht die Parteiblätter angeführt, die sich zum Falle Radel äußerten. Hervorragende Parteigenossen und Juristen halten den Standpunkt für unhaltbar, den der Parteivorstand in der Sonntagsnummer des „Vorwärts“ zum Fall Radel einnimmt.

Stadthagen führte aus, die Ergebnisse des Parteitages seien keineswegs erbebend. Eine Glanzleistung sei nur das Referat und die Diskussion über die Arbeitslosenfrage. In allen anderen Fragen habe der Parteitag nichts Befriedigendes geleistet. In der Massenstreikfrage habe nicht einmal die Niederbarnimer Resolution begründet werden können. Gegen diese Resolution sei ohne Anlaß der Vorwurf erhoben worden, sie bringe die Propagierung des Syndikalismus, des Individualistischen Massenstreiks zum Ausdruck. Auch bei der Steuerfrage sei dem Genossen Weher mit Unrecht der Vorwurf gemacht worden, daß er den Individualistischen Standpunkt vertrete. Man habe in die Niederbarnimer Resolution etwas hineingelegt, was gar nicht darinsteht und den Angegriffenen sei nicht Gelegenheit gegeben worden, sich zu verteidigen. Solche Einseitigkeit konnte nicht gute Früchte tragen. Wenn in der Niederbarnimer Resolution vom Massenstreik mit allen Konsequenzen die Rede sei, so sei das nicht so zu verstehen, wie es von mehreren Parteitagrednern ausgelegt wurde. Mit den Konsequenzen sei nur gemeint: Jeder Genosse müsse sich klar darüber sein, daß bei einem Massenstreik alles für ihn auf dem Spiele steht und daß er zu den größten Opfern bereit sein muß. — Es sei ein Übel, wenn man sagen wolle, wegen dieser oder jener Angelegenheit trete man in den Massenstreik. Es komme nur darauf an, daß die Taktik der Partei eine fähige und entschlossene sein muß, damit der Massenstreik zu gegebener Zeit angewandt werden kann. Dabei werde es sich wohl nicht in erster Linie um das preußische Wahlrecht handeln, sondern um andere Fragen, wie das Koalitionsrecht, die Zensurung oder andere wichtige Angelegenheiten. — Wichtig sei es, wenn die „Mannheimer Volksstimme“ meine, die Konsequenz der zur Steuerfrage angenommenen Resolution Wurm führe zur Rechtfertigung der Budgetbewilligung. Aber — sagte der Redner — ich hoffe, daß es zu dieser Konsequenz nicht kommt, da die Resolution auch eine andere Auslegung zuläßt. — Schließlich äußerte sich der Redner noch zur Vorstandswahl. Er sei über die Wahl des Genossen Weis in den Parteivorstand deshalb nicht ungehalten, weil es ein Glück sei, daß Weis dadurch als Vorsitzender der Prekzimmern nicht mehr in Frage komme. Weis sei als Vertrauensmann der rechten Seite in den Parteivorstand gewählt worden. Dadurch — sagte der Redner — ist bewiesen, was ich schon öfter sagte: Weis steht auf der rechten Seite oder mindestens im Sumpf.

Lorenz stimmte der Ansicht des Genossen Daenisch über den Fall Radel nicht zu. Mit dieser Angelegenheit habe endlich tabula rasa gemacht werden müssen. — Der Kaiserfeierbescheid sei bedauerlich. Wenn wir die Kaiserfeier nicht durchführen können, sollten wir sie lieber fallen lassen. — In der Frage des Massenstreiks habe Rosa Luxemburg nicht den von ihr in Niederbarnim eingenommenen Standpunkt vertreten, sondern nur den Parteivorstand angegriffen. Der Massenstreik — das ist die Meinung des Redners — wird kommen aus dem Bedürfnis der Masse und aus der Situation heraus, aber ohne hochtönende Phrasen. Er werde uns aufgedrängt werden. In der Steuerfrage billigt der Redner die Haltung der Parteitagmehrheit. Er übel wachte sich schärf gegen die auf dem Parteitage zum Ausdruck gekommene Auffassung, als ob die Resolution Luxemburg syndikalistischen Bestrebungen das Wort rede. Nicht wir denken an Blutvergießen beim Massenstreik, aber wir wissen doch, daß es bei jedem Streik durch das Eingreifen von gegnerischer Seite zu Blutvergießen kommen kann. Man denke nur an Ransfeld. Es sei wohl möglich, daß die Gewerkschaften, vielleicht um das Koalitionsrecht zu sichern, die ersten sein müßten, die von der Waffe des Massenstreiks Gebrauch machen. Dann könnten sie der Partei dankbar sein, daß sie die Arbeiter mit der Handhabung dieser Waffe vertraut gemacht habe. Man sagt, die Rechte der Partei sei durch den Parteitag zu Boden gemorren. Das trifft nicht zu. Wir haben es nicht gemacht wie die 66 des Nürnbergertage, welche erklärten, daß sie sich dem Beschluß nicht fügen. Wir werden auch ferner unsere Schuldigkeit tun.

Schwanitz bezeichnet es als Fehler, daß die Angelegenheit der Parteivorstandswahl nur in der Konferenz der Berliner Delegierten und nicht durch die Organisation behandelt worden sei. Lehmann, der Vorsitzende des Wahlvereins, dem mehrfach zum Vorwurf gemacht worden war, daß er gegen die Resolution Luxemburg gestimmt hat, rechtfertigte seine Haltung mit dem Hinweis, daß er auch im Kreise gegen die Resolution Luxemburg gestimmt habe und nach Beschluß des Kreises gebundene Mandate nicht existieren. — Es sei nicht wahr, daß auf dem Parteitage der Revisionismus gestiftet habe. Man könne nicht einmal von einem Siege der mittleren Linie reden.

Otto Braun, Parteivorstandsmittglied, führte aus, daß er die pessimistische Auffassung über den Parteitag nicht teile, er sei der Meinung, daß man mit den Ergebnissen des Parteitages sehr zufrieden sein könne. Der Redner verteidigt die Massenstreikresolution des Parteivorstandes und betont, daß sie sich von der Resolution Luxemburg nur dadurch unterscheidet, daß diese schärfere Nebenbedingungen gebraucht. Wenn die Resolution von Niederbarnim Massenaktionen ohne Rücksicht auf die Konsequenzen fordere, so sei das der Individualistische Standpunkt. Nachdem dieser Passus aus der Resolution Luxemburg entfernt ist, unterscheidet sie sich inhaltlich nicht mehr von der Resolution des Parteivorstandes. Wenn doch einer sagen möchte, was für Massenaktionen gemeint sind, aber keiner habe sich darüber geäußert. Diejenigen, die über die Wajonette verärgert, möchten, daß der Massenstreik recht bald ins Werk gesetzt werde, denn noch halten sie sich für stark genug, ihn niederzuschlagen. Diesem Verlangen würden wir entgegenkommen, wenn wir ohne Rücksicht auf die Konsequenzen den Massenstreik beginnen. Das wollen wir nicht, sondern wir werden den Massenstreik so vorbereiten, daß wir, wenn es notwendig ist, mit Wucht losschlagen zu können. — Die Resolution Wurm bewegt sich nicht in der Richtung der Budgetbewilligung. Im Falle Radel ist der Grundlag zur Anwendung gekommen, daß jemand, der von einer ausländischen Bruderpartei ausgeschlossen ist, von uns nicht aufgenommen werden darf. In diesem Falle hat der Parteitag nicht juristische Unklarheit, sondern organisatorische Arbeit geschaffen. Nachdem noch mehrere Redner die Ausprägung fortgekommen hatten, ohne noch neue Gesichtspunkte zu berühren, wurde die Diskussion geschlossen. Von der Annahme einer Resolution sah man ab.

Der Redner besaßte sich die Versammlung mit organisatorischen Angelegenheiten. Ein Antrag des Vorstandes und der Kreisversammlung, der eine längere Debatte hervorrief, wurde schließlich mit großer Mehrheit angenommen. Er lautet:

„Die Kreise der Kandidation übernehmen die Kreisliste. Zur Deckung der hierdurch für die Kreisliste entstehenden Mehrzahlgaben haben die Bezirke in Zukunft 70 Proz. der Wahlvereinsbeiträge an die Kreisliste abzuführen.“

Aus Anlaß einer auf der vorigen Generalversammlung aufgeworfenen, den Bezirken überwiesenen Frage wurde beschlossen, daß über die endgültige Aufnahme von Mitgliedern nicht die Wahlvereins- und Bezirksleitungen, sondern der Parteivorstand bzw. die Kreisversammlung und die Generalversammlung zu entscheiden haben.

Hus Groß-Berlin.

Figaro, Herr Staatsanwalt.

Ich bin gestern im Deutschen Opernhaus gewesen; man gab den „Figaro“. Es waren viele junge Mädchen da, auch Kinder von dreizehn und zwölf Jahren. Das finde ich unverantwortlich. Was ist es doch mit dem „Figaro“: ein Wüßling spürt auf das Jus primae noctis; ein Incest wird erst im letzten Augenblick verhindert; ein auferweckter Papa übt sich als Jurist; ein Minderjähriger wendet sich in Pubertätsjahren. Das ist es, und zu so etwas läßt man seine harmlosen Töchter gehen. Wie: hätte der Direktor sich nicht sagen müssen, daß solche Häufung erotischer Untaten auf das große Publikum und besonders auf Kinder unzüchtig wirken müsse. Herr Staatsanwalt, gibt es da für Sie nichts zu tun? Sie schütteln ihren (übrigens sehr gut sitzenden) Talar und schelten mich einen pervertierten Menschen, dessen natürliches Empfinden degeneriert sein müsse, und der für die Kunst ewig verloren sei. Herr Staatsanwalt (ihre Freizeut ist ein Meister), Herr Staatsbesitzer, vorgestern hätte ich von solchen Schweinereien noch nichts bemerkt; ich hätte mir und innig Mozarts Iphigenie noch nicht durch die Sinne klingen lassen und wäre ein selbiger Länger geistiger Figuren gewesen. Seitdem ich aber Ihre moralischen Geißelstöße gegen den träumenden Leib der Feuerbachschen Rumphe habe klaischen hören, seitdem sind mir die Augen geöffnet, und ich sehe ihn nun, den Schmutz, ich sehe das Eütsche. Ich weiß es jetzt, daß der „Figaro“ dieses verdäulien Mozart verdammt werden muß. Und noch eins: die Bibel muß konfisziiert werden; ich erinnere mich jetzt (seit vorgestern), daß wir als Jungen und eifrig die unzüchtigen Stellen ausschlugen, Roah,

Wochenfilm.

... Diemeil des Menschen Jürrecht haben ist. Radelais.

Als vor Wochen Er-Kameraden von Ruhemacher Unter den Linden traf, sagte er: „Komme gerade von Breslau. Hauptmann-Jespil angehen. Scheußlicher Wozmiff. Aber Breslau recht angenehme Stadt. Kenner von grünem Gemüse kommen auf ihre Rechnung. Note zu Versuch.“ Ich: „Wie, bitte, Kamerad?“ Aber Ruhemacher war schon mit Augen winkend, weiter. „Vorwärts“ holperte mir damals dringend benötigten Vorfuß, mußte mir also Weise nach Breslau verweisen. Ruh aber ehlich sagen, bin heute herzlich froh drum, wer weiß, Staatsanwalt interessierte sich sonst auch für konserverativen August. Im Grunde genommen, ehelbste Beschichte, nicht nur für die Ringeschilderten. Jubiläumstimmung, Hurra hoch in Permanenz, 1813, und noch einmal 1813 und zum dritten Male 1813, Trinksprüche von kernstem Würgerum, und nun mit einmalem kernfestes Bürgerium in zahllosen Exemplaten zuchthandreif erklärt. Waren gerade die besten Vertreter kernfesten Bürgeriums, die sich in Jubiläumstadt und Jubiläumstube feste mit kleinen Mädchen unter 14 amüsiert haben, Danwerksmeister, Kaufleute, Jahnärzte — alles was so in Kriegervereinen borneweg ist, framm konserveratives Wählermaterial, Patrioten mit einem Wort! Unter solanen Umständen hätte Polizei wirklich mal beide Augen zudrücken und an Detestligte Warnung unterderhand ergehen lassen können, statt plump zuzupaden. Jetzt haben wir den Kladderadatsch, Paar Duzend Vertreter kernfesten Bürgeriums sitzen im Sittchen, paar Duzend sind à tempo ausgepöht und ein rundes Duzend hat von der idischen an die himmlische Gerechtigkeit appelliert. Ging in Breslau zu wie auf Ballan. An jeder Ecke stelen Schüsse. Wenn Polizei nachsah, immer neues Opfer der Amüsieraffäre mit kleinen Mädchen (an sich übrigens harmlose und unschuldige Sache!). Nur ein Trost im Unglück! Verfolge natürlich, anstatt Quatsch von verschiedenen Kongressen über Arbeitersachen, Arbeiterfürsorge und Verschleiherweise zu lesen, eifrig jeden Bericht über Wachstum der Breslauer Sache, Hiel mir effektiv Mühlstein vom Herzen, als in „Breslauer Zeitung“ las:

„Der Selbstmord des Badeanstaltsbesizers Strauch bei seiner Verhaftung auf dem hiesigen Polizeipräsidium verdichtete die schon schwebenden Gerüchte über schwere Sittlichkeitsvergehen an noch schulpflichtigen Mädchen besserer Stände. Man rede von der Verführung eines ganzen Klubs und

von Aludräumen auf der Augustastraße, in denen es zu wahren Orgien gekommen sein sollte. Auch das Klleben einiger anderen Persönlichkeiten (eines Maurermeisters und eines Doctlers) der letzten Zeit wurde mit dieser unästhetischen Affäre in Verbindung gebracht und als gewaltsam erfolgt angesehen. Inzwischen hat sich eine systematische Verführung junger Mädchen oder gar Frauen besserer Stände in keiner Hinsicht bewahrheitet.“

Gottlob! Mädchen und Frauen besserer Stände bei peinlicher Sache also nicht beteiligt! Kommen zwar auch tolle Thesen vor, aber bleibt alles unter uns katholischen Paterresidieren. Nichts ausplaudern! Kaballer geniecht und schwewigt! In Breslau, wo das Amüsament mehr öffentliche Angelegenheit war, kommen nur Jähren von Proleten in Frage. Pegreife da nicht, was Gschrei soll. Aufgabe der Gesetzgebung und Rechtsprechung ist in erster Linie ganz selbstverständlich, zu sorgen, daß den besseren Ständen kein Schaden geschieht. Hier nichts davon! Und Mädels von Proleten, so weit hübsch und gut gewachsen, werden doch auf Friedrichstraße enden. Also nur ganz nüchlich, wenn schon im heranwachsenden Alter Unterweisung in Kunst erhalten, die alle Griechen auf Liebesakademie auf Lesbos gelehrt haben. Gewissermaßen Prinzip der Jugendwehr ins Weibliche und Erotische übertragen. Aber nun Schwamm drüber. Schluß mit Breslau. Und mag der und jener sagen, was er will: Hauptmann-Jespil war doch der größere Skandal!

In Malchin auch böse Sache! Verdammte böse Sache! Jergbein angestellter Kuli unserer Partei ist der Bericht eingesperrt wegen Verleumdung eines fortschrittlichen Freiden. Schadet nichts! Aber leider bei dieser Gelegenheit auch festgestellt worden, daß konserverativer Kamerad, Vorstandsmittglied eines konserverativen Vereins, nach sozialdemokratischer Stichwahlhilfe für konserverativen Leimruten ausgeworfen hat. Und Gericht nahm als festgestellt an, daß Unschick auf die 1111 Notizen in Einverständnis und Auftrag von konserverativer Parteileitung erfolgt sei. Und Esel von Kull stellt sich auch noch hin und erklärt nein, jede Partei suche in der Stichwahl bei anderen Parteien Hilfe, wo sie sie finden könne. Verdammte und zugenäht! Dieser Esel muß sofort auf Pfahler gefeuert werden. Heydebrand wird schön toben, auch alle Veruschungsversuche Dertels helfen nichts! Klipp und Har ist unser Reinsfall festgestellt: Wir haben bei Sogen um Stichwahlhilfe so demütig angehalten, wie beim lieben Gott um schönes Wetter. Da heißt keine Maus 'nen, haben von ab! Wären dumme Kerle, wenn wir's nicht täten. Von Prinzipien allein wird der Koff nicht fett. Und es geht uns so wie so mies genug! Macht sich

sehr schön und ist stets wirksames Jugmittel für etwas verlebte Köpfe, wenn wir grünes Banner der Landwirttschaft gegen roten Fehen schwanden und Sie sollen mal Oldenburg-Januscha sehen, wenn er im Jirkus Busch die waterlandslose Rote von deutschen Bauernstiefeln in Grund und Boden trampeln läßt — Schloher ersten Ranges, gegen den Staatssekretär Drgan im Variete gar nichts ist. Aber warum soll man im Dunkeln, hinter den Kulissen, nicht ein bißchen mit derselben Rote teatelmachteln, wenn Kerle dumm genug sind, uns Mandat zuzuschlagen. Nur rauskommen darf es nicht. Nicht Unter Linden grühen. Nicht der Bericht anogeln lassen. Sonst ist ganze Reputation zum Teufel, und viel ist obnehin nicht mehr zu verlieren!

Roter Parteitag in Jena war blödsinnig langweilige Sache. Kein Schmitz drin, kein Pfeffer und Salz, kein Paprika! Statt sich fastige Inbekleben an Kopf zu werfen, haben Jenossen so gestittet verhandelt wie nationalliberale Gebeimräte. War, muß es stehen, lieber „Vorwärts“, große Enttäuschung! Hatte auch von Rosa Luxemburg mehr erwartet. Konraschierles Frauenzimmer — Respekt! Aber auch sie scheint Lust verloren zu haben, Massen vor Maschinengewehr zu führen. Schade! Wäre possendste Lösung der sozialen Frage, zehn Maschinengewehre machen alle Kongresse über Arbeitslosenversicherung und dies und das überflüssig, und Better Rotho von der Garde-Regimentlerie feuert immer, wenn er mich trifft, nach Belegenheit, mal feste hineinzuwüllen in die roten Hallunken. Nun wird's in absehbarer Zeit wohl nichts werden damit! Wie gesagt, schade drum! So hat mir eigentlich nur Jenosse imponiert, der von Jungenerung des Niederstreiks schwärmte. Ruh sagen: ganz prächtige, ganz famose Idee! Ist mir nicht ganz neu und keinesfalls ganz sozialdemokratisch. Denn der ergebnis Unterzeichnete ist selbst von Theorie zur Praxis übergegangen und zielbewußt und entschlossen in Niederstreik eingetreten; habe schon seit drei Monaten keine Wiete mehr bezahlt! Wied aber auf die Dauer unhaltbarer Zustand. Bitte deshalb um „Vorschuh“, aber nicht zu knapp!

Der konserverative August.

Bitte übrigens um Auskunft, liebe Redaktion! Lese überall, auch in beliebiger fortschrittlicher Presse, Nachrichten über Hochzeit der Königs von Portugal und finde in illustrierten Zeitschriften Bilder des Königs von Portugal mit seiner Reiterbewältigen. Habe daraufhin pflichtschuldigst ergebnen Glückwunsch an Seine Majestät nach Lissabon geschickt (mit Bitte um kleines Darlehen), kam aber zurück: Adressat hier unbekannt. Postverwaltung der Republik Portugal. Wie verhält sich das?

Loth und so. Herr Staatsanwalt, Sie werden bei einiger Konsequenz viel zu tun haben.

Sie bedauern Sie, Sie wollen Volksfürsorge treiben. Sie wollen des Volkes Vormund sein. Wenn Ihnen das nur nicht schlecht bekommt. Das Volk (der große Rummel) behauptet, daß es mündig sei und selber und besser wisse, was ihm Schaden oder Nutzen bringt. Das Volk verachtet Ihre Erziehungsabsichten. Gewiß, ich will es Ihnen glauben, daß Sie in solch einem Bild nur das nackte Frauengimmer zu sehen vermögen, und daß Sie einen Feuerbach nicht von einem Ruppiner Wilderbojen unterscheiden können. Die Mitglieder der Volksbühnen aber sind von anderer Art; die haben sich ihren Intimität offen und rein erhalten, die haben ihre Sinne geklärt und geschärft, die haben sich die natürliche Ehrfurcht vor der schönen Form bewahrt. Sie, Herr Staatsanwalt, und Ihre Reichsgerichtsentscheidungen fragen immer nach Inhalten. Die Kunst ist Form. Das zeigt Ihnen der „Figaro“. Der Inhalt schreit nach Justizhaus. Die Form (Sie müssen das einmal versuchen) hebt mächtig und aus aller Erdschwere. So steht es auch um die Kämpfe des unendlichen melanchoischen Anselm, der einst diese Worte schrieb: „Nacht nur fort, ihr Herren, begeistert das Volk, und die bittere Stunde der Vergeltung wird auch euch schlagen.“

Die Einweihung des städtischen Osthafens

ging gestern Mittag auf dem Stralauer Ufer im Beisein der Vertreter der Staats- und Stadtbehörden vor sich. Als die Teilnehmer die neue Anlage betraten, schwebten auf allen Kränen Lasten, Ballen und Tonnen, Söller und Risten auf und nieder; ein Riesenkrahn hob und senkte gleichsam spielend in schwebelnder Höhe eine veritable Eisenbahnlokomotive, auf der obendrein eine volle Eisenladung ruhte. Alle Kräne drehten sich, Lokomotiven und Eisenbahnzüge rangierten hin und her. Stadtbaurat Krause und Oberbürgermeister Wermuth hoben die Bedeutung des vollendeten Werkes hervor, dem es für das Verkehrsleben habe. Unsere Stadtverordnetenfraktion war der Feier ferngeblieben, weil wieder einmal bössische Ovationen zu erwarten waren. Diese blieben denn auch nicht aus; an einzelne Personen der Bauverwaltung wurden sogar Orden verteilt.

Die Explosion in der städtischen Gasanstalt Nichtestraße hat ein Todesopfer gefordert. Noch in der Nacht zu gestern ist die 23jährige Pflanztochter Martha Schumacher, die von einer Stichflamme getroffen und schwer verletzt wurde, im Krankenhaus am Urban gestorben. Das Befinden des Gasmeisters Wilhelm Lange, der gleichfalls im Urban-Krankenhaus Aufnahme gefunden hat, war gestern zufriedenstellend. — Gestern nachmittags kurz nach 8 Uhr wurde die Feuerwehre nach der Eisenbahnstr. 67 gerufen, wo in einem Fabrikgebäude ein größeres Feuer ausgebrochen war. Es brannte ein Petroleum und ein größeres Quantum Teer und Asphalt in einer Akkumulatorenfabrik. Um die Gefahr zu beseitigen, mußte längere Zeit Wasser gegeben werden. Die Ursache des Feuers ist nicht ermittelt. — Eine Laube ging in der verlängerten Kniprodstraße in Flammen auf. Auch hier nahmen die Löscharbeiten längere Zeit in Anspruch.

Ein Straßenbahnunfall

Bei denen zwei Kinder zu Schaden kamen, ereignete sich am gestrigen Sonntagmittag nach 4 Uhr vor dem Hause Müllerstraße 119. Dort wollte die fünfjährige Wally mit ihrem dreijährigen Bruder Erich Werny den Straßenbahnweg kurz vor einem herannahenden Straßenbahnzug der Linie 31 E überqueren. Die beiden Kinder wurden von dem Motorwagen 1143 erfasst und zu Boden geschleudert. Während das Mädchen neben dem Wagen zu liegen kam, geriet der Knabe mit dem linken Fuß unter den Schutzrahmen. Durch Straßenbahnpassanten wurde der Wagen angehalten und der Kleine befreit. Die beiden Kinder wurden in das Paul Gerhardt-Krankenhaus geschafft, wo bei dem Knaben ein Bruch des rechten Oberschenkels und eine Schädelkontusion festgestellt wurde. Das Mädchen trug leichte Hautabschürfungen davon.

Für 4000 M. Klafen und Meider erbeuteten Einbrecher in der Nacht zum Sonntag in der Grünstr. 7-8. Eine Frau aus dem Hause, die mit Bekannten das Theater besucht hatte und um 1 1/2 Uhr heimkehrte, sah zwei Männer mit Koffern die Treppe herunterkommen. Es ergab sich, daß sie aus den Räumen von Abraham-John u. Will im ersten Stock einen großen Koffer, der eben für die Reise gefüllt worden war, und mehrere Pakete mitgenommen hatten.

Die Wahlen zur Allgemeinen Ortskrankenkasse.

Der Anschluß einer Reihe von Ortskrankenkassen an die Allgemeine Ortskrankenkasse der Stadt Berlin bedingte am Sonntag die Neuwahl des Ausschusses der neuen gemeinsamen Krankenkasse. In den 21 Wahllokalen wurden insgesamt 88 466 Stimmen abgegeben. Naturgemäß war die Verteilung in den Außenbezirken am stärksten. So wurden beispielsweise in der Brauerei Königsstadt 8908 Stimmen gezählt. Die nächststärkste Beteiligung war im Restaurant Eberlein, Breiter Straße, zu verzeichnen; dort wurden 8665 Stimmen abgegeben, dann folgen Etablissement Süd-Ost mit 8118, Frankes Festsaal mit 2457, Elysium mit 2227, Prochstraße des Opens mit 2114 und Wendt, Joffener Straße mit 2075 Stimmen. In der inneren Stadt wurden verhältnismäßig wenig Stimmen abgegeben. Das genaue Resultat der Wahlen kann erst nach der Auszählung in einigen Tagen bekanntgegeben werden.

Theater.

Deutsches Theater: Torquato Tasso, Schauspiel von Goethe.

Eine Aufführung, die von den seelenvollen Feinheiten der Dichtung, dem Stimmungsgaube des leis beschwingten Empfindungs- und Gedankenspiels eine Fülle in ihrem Spiegel auffing, die aber in der zweiten Hälfte, wo sich aus dem Hinüber und Herüber psychischer Verführungen etwas wie eine Handlung lockt, die Anteilnahme und die innere Spannung nicht in gleichem Maße festzuhalten vermochte.

Zu einem Teil liegt das wohl in der Dichtung selbst. Durch den Kontrast mit der feilich erhöhten, von intensiver ästhetischer Kultur durchdrängten Umgebung, in die der Dichter seinen Helden stellt, erscheint das Pathologische des Tasso, wie es in jener Handlung sich entfaltet, die bringende Exzentricität, die zwischen Selbstvergötterung und Selbstherabwürdigung schwankt, der von niedrigem Mißtrauen genährte Verfolgungswahn, doppelt abstoßend. Wenn man des Jünglings Schwärmen, so lange man nur die liebenden und lebenswichtigen Frauen und den gleichmütigen Fürsten davon reden hört, zunächst nur als die Trübung eines im Grund hochstrebenden, ehlen Genius empfindet, scheint schließlich doch das harte Urteil Antonios, des Weltmannes, recht zu behalten. Goethe tut nichts, die schneidende Kritik, die dieser Art, abzumildern dadurch, daß er den Tasso in allem seinem Irren zugleich von edelmütigeren Regungen befreit zeigt, für die der Weltmann, der nur nach Wahlhaben der Klugheit und des äußeren Erfolges nicht, kein Auge hat. So kommt es, daß die Teilnahme an Tassos selbstgeschaffenen Leiden, das durch keine Größe der Individualität gemildert wird, sich abkühlt, und daß sich an des Willehms Stelle ein mehr theoretisches, auf das Detail der psychologisch-pathologischen Durchführung des Falles gerichtetes Interesse schiebt. Nur ein Schauspiel von mäch-

tigster suggestiver Phantasiegewalt konnte die in der Struktur des Stückes selbst liegenden Hemmungen ganz überwinden, und eine genialisch naturhafte Verleerung schaffen, die alles Abhörende als ein in der gegebenen Anlage unaufsätzlich Verankertes fühlen, und in dieser Erdgebundenheit etwas wie ein unentrinnbares und damit typisch bedeutungsvolles Schicksal empfinden ließe.

Moissis Tasso hand höher als der, den Mainz bei seinen letzten Berliner Gastspielen, rein deklamierend, gab. Er war weicher, versonnener, wärmer. Aber der Reiz des Junglingshaften, der Moissis Damlet, Romeo und Prinz Heinz in so hohem Grade eignete, von dem war diesmal kaum etwas zu spüren. Man sah einen gereiften Mann, dem sich die Stirne in der Erregung fürchte, der in den Mienen, in dem Auf- und Abwachen des Organs immer Moissis, der bekannte Schauspieler, blieb, ohne Tasso zu werden. Gewiß, im einzelnen war vieles trefflich, so die durchbrechende Seligkeit, als er in dem Gespräch mit der Prinzessin einen Hauch ihrer Liebe verspürt hat, das stürmische Werden um Antonios Günst, die in wilden Jörn umschlagende Enttäuschung, als sein Werden auf Widerstände stößt, oder auch die Art, wie er die Visionen von Tassos ewig reger Phantasie mit plastisch eindringlichen Worten malte. Aber er verschmolz nicht mit der Figur, und der Abend erweiterte sich im Verlauf des Abends. Der Argwohn, die Jerrissenheit und Tassos Schmerz zog gleichsam nur als äußere, auch psychologisch wenig interessierende Begleitheit vorüber.

Um so geschlossener war die ja freilich unverhältnismäßig leichter zu fassende Gestalt des Antonio von Alfred Abel, die des Fürsten von Eduard von Winterstein, die der Prinzessin Leonore von Elise Heims herausgearbeitet. Auf alles fröhlicher imponierende verzichtend, ließ sie der schönen, Augen, im Schatten frühzeitiger Enttäuschung gemordenen Frauenesele einen Ton der Güte, der die Herzen unwiderstehlich gewann. Leopoldine Konstantin überraschte durch eine im Ganzen recht gelungene Darstellung der Leonore Sanvitale. Die Anordnung der Stellungen und Gruppen, die bei den langen Reden besondere Schwierigkeiten bot, war von der Regie mit klügster Umsicht durchgeführt. Direktor Reinhardt erschien am Schluß, um für den Applaus zu danken.

Aus aller Welt.

Ein gestrauchelter Amtsrichter.

Jetzt davongekommen ist in einer Versammlung des Disziplinarsenats in Dresden der Amtsrichter Dr. Kioeppl aus Stollberg in Sachsen, der sich im März d. J. an einer noch schulpflichtigen Tochter eines Stollberger Einwohners durch lähne Griffe und Redensarten unftillich vergangen hatte. Der Amtsrichter, außerberuflich auch Reserveoffizier und Familienvater, hatte bei seinem Wandeln auf der Bahn des Bösen doppeltes Glück. Einmal hatte das zwar schulpflichtige Kind das 14. Lebensjahr bereits überschritten, so daß gegen den Sünder nicht strafrechtlich vorgegangen werden konnte. Zum zweiten hatte er Glück bei dem Disziplinarsenat. In dem Urteil des Gerichts wurden die Handlungen des Amtsrichters zwar eines Richters für unwürdig bezeichnet, von einer Amtsenthebung aber abgesehen.

Der gestrauchelte Richter bleibt also der Justiz erhalten. Hoffentlich hat er nicht das Pech, daß ihm einmal auf der Anklagebank ein Gleichgesinnter in die Quere kommt. Er könnte dann in schwere Gewissenskonflikte geraten. Als Mensch hätte er mit seinen eigenartigen Reigungen volles Verständnis für die Untaten des betreffenden Angeklagten, als Richter aber wäre er gezwungen, das Schwert der Gerechtigkeit auf den Sünder herniederzulassen zu lassen. Vielleicht bedankt das ein hohes sächsisches Justizministerium und jagt den Amtsrichter hinterher noch davon.

Der mitleidvolle Schmoß.

In Forz bei Köln sind vor einigen Tagen bei einer Explosion in einer Dynamitfabrik drei Personen getötet und etwa zehn mehr oder weniger schwer verletzt worden. Der Betrieb dieser Fabrik hatte erst vor einem Jahre zwei Opfer gefordert. Bezeichnend für den Seelenzustand mancher bürgerlichen Pressemenschen ist die Art, wie das „Kölnener Tageblatt“ über die Katastrophe berichtet. Den auf dem Schlachtfeld der Arbeit Gefallenen hat es kein Wort zu widmen. Dann aber kommt Herr Schmoß auf den Fabrikanten zu sprechen, der, weit vom Schusse, mit heiler Haut davongekommen ist. Und siehe da, die Mitleidstränen rinnen: „Der Inhaber der Fabrik, Herr Partsch, wohnt in Teup. Ihm bringt man allgemeine herzliche Teilnahme ob des schweren Unglücks entgegen. Der erhebliche Schaden an den Gebäuden und Maschinen ist durch Versicherung gedeckt.“

Unbewußt enthält die bürgerliche Presse durch solche Entgleisungen ihr wahres Wesen. Mitleid dem Kapitalisten, auch wenn er keinen Schaden, vielleicht sogar finanziellen Nutzen hatte; Gefühllosigkeit dem Arbeiter, auch wenn er zerstückt auf der Wühlstatt liegt.

Der Revolver.

Eine Revolvergeschichte, die lebhaft an die Affäre im Berliner Landwehrkanal erinnert, gab es am Sonnabend in einer Verhandlung vor dem Ehrengericht der Kerk in Münster in Westfalen. Wegen einer beruflichen Angelegenheit hatte sich der praktische Arzt Dr. Arndt aus Paderborn vor dem Ehrengericht zu verantworten. Das Gericht erkannte auf eine Strafe von 300 M. Nach Verkündung des Urteils zog Arndt einen Revolver und gab auf den Verhandlungsleiter, Geheimen Regierungsrat Ludius, fünf Schüsse ab, die jedoch niemand verletzte. Der Täter wurde verhaftet.

Auch diese Schieberei zeigt, wie unsinnig das Geschrei ist, man müsse den zunehmenden Revolververbrechen durch Erschwerung des Waffenhandels entgegenzutreten. Heute, wie Professor Raach und Dr. Arndt würden anstandslos vor der Polizei Waffenscheine ausgestellt werden, auch wenn das Gesch noch so sehr verhängnisvoll wäre. Verbrecher aber, die sich des Revolvers bei ihren Untaten bedienen, werden sich stets in den Besitz von Waffen zu setzen wissen.

Spiel und Sport.

Die Herbstflugwoche in Johannisthal.

Die Johannisthaler Herbstflugwoche hat gleich am ersten Tage mit einem vollen Erfolge eingeleitet. Trotz des heftigen außerordentlich böigen Windes gingen die Flieger gestern so ziemlich von vornherein auf größere Höhen und Sablatnig glückte es sogar, den deutschen Höhenrekord mit zwei Passagieren erheblich zu verbessern. Bis zu 500 Meter Höhe herrschten steife Vertikalböden, die die Apparate tüchtig hin und herschleuderten und den Fliegern namentlich bei dem Start viele Schwierigkeiten machten. Am Schlußminuten war es dicht über dem Boden und so fielen denn auch zwei Apparate beim Rollen dem Winde zum Opfer. Schon um 1 1/2 Uhr nachmittags kamen Stiploschel auf Jeannin-Stahltaube und Rupp auf Grabe-Eindecker an den Start, um bis 4 Uhr die vorgeschriebenen Dauerflüge zu erledigen. Während der erstere knapp vom Boden abkam, wurde Rupp vom Winde gepackt, der den Grabe-Eindecker umwarf und den Flieger so außer Gefecht setzte. In schneller Reihenfolge flogen dann Sablatnig, Reiterer, Krieger, Fiedler, Rupp und Viktor Stoeffler auf. Alle suchten so-

fort größere Höhen auf, landeten jedoch zum Teil bald wieder, da ihnen das Wetter viele Schwierigkeiten bereite. Sablatnig, auf Union-Doppeldecker, der zwei Passagiere an Bord hatte, keierte langsam auf 2100 Meter und verbeuerte somit den alten Rekord im Fluge mit zwei Passagieren, welchen bisher Viktor Stoeffler mit 1700 Metern hielt, um 400 Meter. Reiterer auf Grabe-Eindecker schraubte sich bis auf 2900 Meter Höhe und ging dann nach Ablauf einer Stunde in einem eleganten Spiralen-Gleitflug nieder. Bei der Landung wurde der Eindecker von einer Bö gepackt und auf den Kopf gestellt; die Maschine wurde jedoch nur leicht beschädigt. Lediglich der Propeller ging in Trümmern, so daß Reiterer, der noch in dieser Woche den deutschen Höhenrekord verbessern will, morgen wieder aufsteigen kann. Die übrigen Flieger verließen zeitweilig den Platz und machten Spozierflüge bis zum Wannsee und den Müggelbergen.

Die weitaus beste Leistung des gestrigen Tages hatte Viktor Stoeffler zu verzeichnen, der mit seinem Union-Doppeldecker aufstieg und bis nach Küstern flog. Auf der Rückkehr führte er über Berlin die gewagtesten Kurven und Gleitflüge aus und landete nach 1/2 Uhr wieder in Johannisthal. Seine größte erreichte Höhe betrug 3000 Meter.

Die Ergebnisse des ersten Tages sind folgende:
Dauerflüge: Stiploschel 1 Stunde 14 Minuten, Reiterer 58 Minuten, Ernst Stoeffler 42 Minuten, Rupp 24 Minuten, Fiedler 24 Minuten, Kießling 18 Minuten, Schüler 16 Minuten, Heien 14 Minuten, Sablatnig 14 Minuten, Remus 13 Minuten, Lindpaintner 11 Minuten.

Höhenflüge: Reiterer 2900 Meter, Sablatnig 2100 Meter mit zwei Passagieren (neuer deutscher Rekord), Rupp 670 Meter. Flugzeug-Kennen: Laitsch 10 Minuten 24 Sekunden, Stiploschel und Fiedler wurden nicht gewertet.

Fußball.

Turn- und Sportverein Berlin-Schmargendorf spielte gegen Tempelhof-Mariendorfer Freie Turnerschaft, Resultat 1:5. — Schöneberg gegen Liberia, 1. Mannschaft, Resultat 4:0 für Schöneberg. Halbzeit 1:0. — Johannisthaler Fußballklub, 2. Mannschaft, gegen Verein für Bewegungsspiele-Friedrichshagen, 2. Mannschaft, Resultat 11:0 für Johannisthal. Halbzeit 5:0. — Wilmersdorfer Freie Turnerschaft, 2. Mannschaft, gegen Tempelhof, 2. Mannschaft, Resultat 7:0 für Wilmersdorf. — Fußballklub Hansa-Johannisthal gegen Freie Spielvereinigung, 2. Männermannschaft, Resultat 5:2 für Hansa. — Fichte 18 gegen Adler, 1. Mannschaft, Resultat 1:0. — Die 2. Mannschaft von Fichte 18 sollte gegen die 3. Mannschaft von Adler spielen. Da Adler nicht antrat, wurde das Spiel kampflos gewonnen. — Spiel- und Sportvereinigung Lanthoy gegen Neufölln-Brig lieferten sich ein weiteres Serienspiel. Resultat 14:2 für Lanthoy. — Verein für Spiel und Sport-Weihensee gegen Forst (Rauß), 7. Jugendabteilung, unentschieden 3:3. Das Spiel fand in Weihensee statt. — Arbeiterturnverein Weihensee gegen Fußballklub Sperber, Resultat 5:4 für Weihensee. — Rüstig-Vorwärts, 1. Jugendmannschaft, gegen Fichte 6, Resultat 2:1 für Rüstig-Vorwärts. Halbzeit 1:1. — Rüstig-Vorwärts, 2. Männermannschaft, gegen Hellas 1899, Resultat 3:7 für Hellas. — Rüstig-Vorwärts, 1. Männermannschaft, gegen Rapide, 1. Männermannschaft, Resultat 10:1 für Rüstig-Vorwärts. Halbzeit 3:1. — Neufölln-Brig, 1. Jugendmannschaft, gegen Fichte 10, 1. Jugendmannschaft, Resultat 8:2 für Fichte 10. Halbzeit 3:0 für Fichte.

Haukball.

Verein für Spiel und Sport-Weihensee gegen Forst (Rauß), 1. Mannschaften, unentschieden mit 75:75 Punkten. — Dieselben, 2. Mannschaften, 67:54 Punkte für Weihensee. — Reinickendorf gegen Nowawes, 2. Jugendmannschaft, Resultat 24:19 Punkte. — Reinickendorf, 1. Mannschaft, gegen Nowawes, 1. Mannschaft, Resultat 77:66 Punkte. — Reinickendorf, 1. Jugendmannschaft, gegen Nowawes, 1. Jugendmannschaft, Resultat 47:49 Punkte.

Aktions! Frauenabteilungen des Turnvereins „Fichte“. Die Mitglieder der 4. und 5. Frauenabteilung müssen wegen wichtiger Vorkommnisse heute, Montag, die Mitglieder der 1., 2., 3. und 6. Abteilung am Dienstag, den 30. September, unbedingt vollständig auf dem Turnsaal erscheinen.

Letzte Nachrichten.

Der Evangelische Bund und die Jesuiten.

Berlin, 28. September. Die Hauptversammlung des hier tagenden Evangelischen Bundes beschloß zur Frage des Jesuitengesetzes folgende Kundgebung:

„Die 26. Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Göttingen erblidte in der Laitsche, daß der Reich Ratifikationsentwurf, unbestimmt um den einmütigen Widerspruch weitester evangelischer Volksteile die völlige Bewegungs- und Betätigungsfreiheit des Jesuitenordens im Deutschen Reich gefordert hat, eine erneute Anfrage verschärfte konfessionellen Kampfes. In der Ueberzeugung, daß die deutsche Volksgemeinschaft und nationale Gemeinbürgerschaft nur möglich ist, wenn die Volksteile aufeinander Rücksicht nehmen, der Jesuitenorden aber die rücksichtslose Bekämpfung des Protestantismus und wichtiger Kulturerrungenschaften zur traditionellen Aufgabe hat, erwartet die Generalversammlung zuversichtlich, daß der Bundesrat im Interesse des konfessionellen und inneren Friedens weder einer Aufhebung noch einer Abmilderung des Jesuitengesetzes zustimmt.“

Die asiatische Cholera in Prag.

Prag, 28. September. Eine aus Bosnisch Brod hier zugereiste Frau Janni Galdi erkrankte am 25. d. Mts. unter choleraverdächtigen Erscheinungen und starb letzte Nacht. Die Untersuchung ergab asiatische Cholera als Todesursache. Die Familie der Frau wurde isoliert. Umfassende Vorkehrungen gegen Verbreitung der Seuche sind getroffen worden.

Eine Familientragödie.

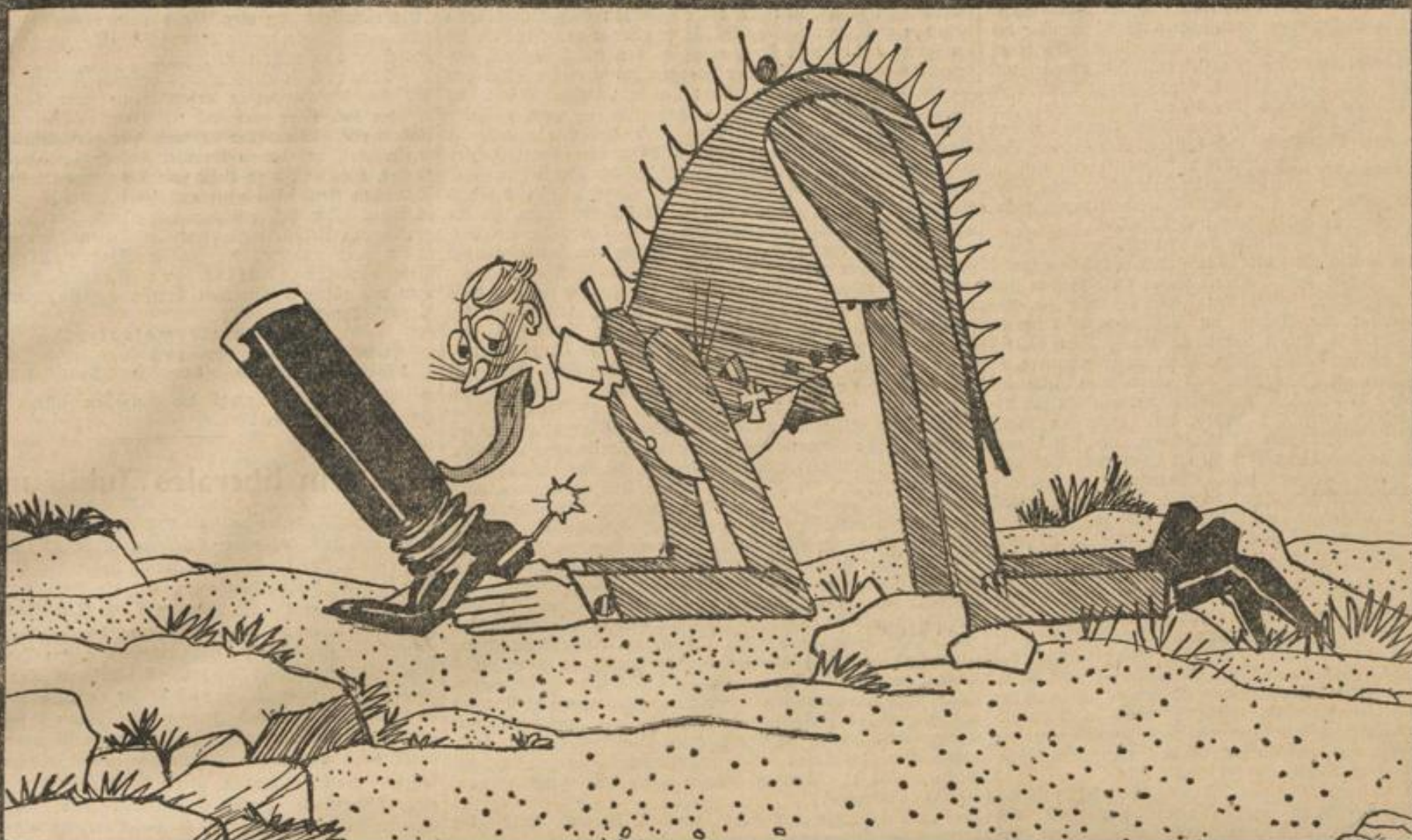
Prag, 28. September. Heute früh hat hier der 57jährige Handelschulleiter Glabacel auf seine Frau und seine drei Kinder geschossen und dann Selbstmord begangen. Glabacel, die Frau und zwei Kinder sind tot, das dritte Kind ist schwer verwundet. Finanzielle Schwierigkeiten und unheilbare Krankheit der Frau und der Kinder gelten als Beweggründe der Tat.

Die Nase abgebissen.

Paris, 28. September. Eine wüste Szene spielte sich gestern in einem Pariser Café ab. Ein Damenschneider italienischer Abkunft geriet mit einer jungen Frau, die sich in feiner Begleitung befand, in Streit. Pöblich fürzte sich der wütende Schneider auf die Frau und biß ihr die Nase vollständig ab. Die schrecklich verstümmelte wurde sofort in ein Krankenhaus gebracht. Der Unhold wurde verhaftet.

Ein neuer Höhenflugrekord.

Paris, 28. September. Bei den heute vormittag stattgefundenen Versuchen zum großen Flugrekord in Reims hat der Flieger Gilbert den bisherigen Höhenrekord geschlagen, indem es ihm gelang, mit seinem Flugzeug eine Höhe von über 6000 Metern zu erreichen. Bei seiner Landung bereitete ihm die Menge begeisterte Ovationen.



Ein Neuankömmling im Aquarium.

Der gemeine Stiefellecker. Ordnung: Kriechtiere, lebt vorzugsweise im Staate Preußen.

Halb-Europa.

Als Karl Emil Franzos, der bekannte Autor des „Bojaz“ und der „Judith Trachtenberg“, ein großes kulturelles Buch über jene entfernten östlichen Länder schrieb, die dem gebildeten Westeuropäer als Podolien und Wolhynien dem Namen nach bekannt sind, nannte er dieses Werk kurz und bezeichnend: „Halb-Asien“.

Wer über den Balkan schreibt, wird beinahe mit Notwendigkeit an Franzos ein Plagiat begehen müssen, sucht er nach einem ähnlich prägnanten Kennwort für den Inhalt seiner Arbeit. Will man mit einem kurzen Wort den Kern all jener Eindrücke sprachlich festlegen, die während längerer Aufenthalte in den verschiedenen Gegenden des Balkans gewonnen werden, so drängt sich förmlich das Wort „Halb-Europa“ in die Feder. „Halb-Asien“ — das ist ein Europa, dem der Geist der asiatischen Welt seinen Stempel aufgedrückt hat. „Halb-Europa“ — das ist ein Stück Asien, das ein siegreiches Europa schon in die Arme gezwungen hat. Daß der Geograph behauptet, „Halb-Asien“ liege in Europa, „Halb-Europa“ könne nimmermehr zu Asien gezählt werden, hat demgegenüber — trotz aller objektiven Richtigkeit — keine Bedeutung. Die kulturelle Landkarte zeigt ganz andere Grenzen, als die politische und die physikalische. Grenzen, die nicht so unüberwindbar sind wie Fluß und Berg und Meer, die aber auch nicht von heute auf morgen Abänderungen erfahren wie jene, die von vielfarbigen Wäldern und einem bunten Fahrenthum gekennzeichnet werden.

Die verschiedenen Völker und Völklein auf dem Balkan rechnen sich selbstverständlich zu Europa. Als Hauptbeweis nennen sie ihre Zugehörigkeit zur heiligen Kirche von Moskau. Väterchen Jar ist ihr Schirm- und Schutzherr, an den Kolof Rußland lehnen sich all diese mittelgroßen, kleinen und aller-kleinsten Staatsgebilde, wie sich die Klauen unter die Flügel der ausgeplüßerten Glucke drängen. Und wer sich geistig — und in manchem Fall ja auch räumlich — Rußland so nahe fühlt, der darf sich doch wohl zu „Europa“ rechnen. Das ist Balkanlogik — als solche unverwundbar.

Ich will mir nicht das Wort einer boshaften Freundin zu eigen machen, die behauptet, die europäisch-asiatische Grenze laufe mitten durch Wien und die Stadtväter sorgten dafür, daß sie jedes Jahr sein neu geplästert werde. Aber sicher ist's: in Budapest würt man den Strudel, in dem die Wasser Europas und der Asien ineinanderfließen, in Belgrad verlassen die letzten europäischen Nationen den Zug und in Nißch hat man die für den Neuling merkwürdig, aufregende und beglückende Gewißheit: „Du bist im Orient“. Was aber den Namen Orient mit gutem Recht beanspruchen kann, das hat unser Orientierungssinn stets Asien zugerechnet.

Es ist keine Schande, es zu gestehen: ich liebe den Orient, den echten, mag er auch in Europa liegen. Ich danke ihm unvergessliche, schöne Stunden, Stunden, die in mir selbst ein verächtliches Stück Orient geweckt haben. Ich habe sie lieben gelernt, diese kleinen Nester aus elenden Lehmhütten, die an den wilden, zerklüfteten Berghängen des Schwarzen Meeres kleben, denke an sie mit Freude wegen der Menschen, die ich dort gefunden, deren Seele so rein wie ihr Hemd schmutzig, deren Sinn so kraus wie ihr Haar, und deren Vertrauen so stark und bezwingend wie der komisch-süchtliche Mut, mit dem sie

echten und eingebildeten Feinden zu begegnen wissen. Ich habe begreifen gelernt, warum diese Menschen noch heute unver-söhnliche Feinde der Eisenbahn geblieben sind und ihr mit Haß in den Augen nachblicken, während sie selbst auf den hoch-räderigen Wagen stehen und die Geißel schwingen über Kindern, die das schwere Joch auf mächtigem Gehörn tragen. Ich kenne sie wohl die Einsamkeiten, wo die griechischen „Gauer“ dem abreisenden Gaste ein kleines Geschenk reichen, statt die Hand hohl zu machen für ein Almosen, das man bei uns mit geringen Euphemismus „Trinkgeld“ nennt. Und ich denke noch der kleinen türkischen Dörfer, in denen die Geschlechter langsam aussterben und die Ueberlebenden dem Dienste der Toten mehr Stunden des Tages zu widmen scheinen als den Forderungen des Lebens.

Ich kenne und liebe ihn — den alten Orient im neuen Europa. Ich kenne und hasse es — das neue Europa im alten Orient. Dieser Haß — ich weiß es — ist komisch — es ist der Haß gegen etwas, das unaufhaltbar einherfährt und niedertritt, was sich entgegenstemmt. Europa hält auf dem Balkan seinen Einzug. Es leitet im elektrischen Funken durch den Draht, es haut zwischen den Scheinwerfern der Lokomotiven, es steht auf der Kommandobrücke der Schiffe. Es wirft seine Bataillone hinüber, schmuggelt seine Agenten hinein. In den schnellst herbeigerufenen fremden Ingenieuren und Militärs zieht es in allen Ehren und Würden drüber ein — Europa, der Lehrer, der Erzieher. Im Abenteuer, moralischen und wirtschaftlichen Bankrotteur, im gewissenlosen Spekulanten und Anreicher, im Produzenten von materiellem und geistigem Schund bricht es drüber durch — Europa, der Kuppler, der Ausbeuter, der Zerstörer!

Drüber ist Halb-Europa, weil von Europa — in über-tragenem Sinne gesprochen — nur „Halbwelt“ hinüber-kommt. Das soll keinen der Faktoren treffen, die wirklich Europa dort repräsentieren und denen Europa so oft diese Repräsentationspflicht schwer genug macht. Man muß zur Zeit der ungarischen Parlamentskrawalle manches türkische Blatt gelesen haben, um zu wissen, wie außerordentlich schwer der Kredit derartiger europäischer Institutionen dadurch ge-schädigt werden kann.

Aber die Zahl derer, die die Verantwortlichkeit Europa gegenüber kennen, ist gering. In der Mehrzahl leben drüber Europäer, denen gegenüber die „Wilden“ doch stets die besseren Menschen sind. Sie bringen von Europa nicht das herüber, was Werte schafft, nur das, womit man Geschäfte macht. In diesen Ländern, in denen Titel und Würden für Europäer vogelfrei sind und wo eine mehrzeilige Visitenkarte einen Postpartout bedeutet wird jeder stellungslose Kommissar ein „Lehrer der Handelswissenschaft“ und jeder Spekulant, dessen Ausbeutertreueheit im umgekehrten Verhältnis zum Inhalt seines Portemonnaies steht, ein Betriebsdirektor. Und alles, was an sogenannter Kultur im alten Europa eines natürlichen oder gewalttätigen Todes gestorben ist, feiert drüber profitbringende Auferstehung. Langst verlassene Ideen gelangen drüber noch einmal zum Nimbus der neuen Wahr-heit, geistiger Namich wird der kritiklosen Naivität genau so leicht als „Dernière Nouveauté“ aufgebunden, wie der Ausschuh europäischer Warenlager mit vierfachem Preisaufschlag verkauft werden kann. Mir brachte einmal ein Schüler ein Heft, auf dem noch das titelbedruckte Etikett eines Mann-

heimer Gymnasiums klebte. Er hatte einen Silberplaster da-für geopfert, das Dreifache des Wertes. Um der Etikette willen kauft man drüber Kultur, wie bei uns in manchen Fällen den Wein. Wein wie Kultur zu wässern und zu fälschen ist längst nicht das aussichtsloseste Geschäft für findige Köpfe. Findig sein heißt: Den zu finden wissen, dem man nicht unbedingt zu geben braucht, was er zu finden meint.

Und nun gehen jene Pseudoeuropäer hin mit ihren teuer erworbenen Schellenkappen und inszenieren einen Kultur-fachling, der Liebhaber guter Parodien zum Lachen bringen kann. An kleinen Bügen erkennt man es am besten. Ich be-gegnete in Saloniki auf dem österreichischen Postamt jeden Morgen zweien solcher Starnobalshelden. Ein jeder trug das Nationalkostüm — des anderen. Der Komak des französischen Konsulats — vielleicht war es auch der spanischen — schritt einher in hundertfach gefalteter Justonella und gut gestopften Waden, wie eine Prima ballerina mit Schnurr-bart. Der griechische Konsulatsbote aber sah im blauen Rod mit himmelstürmender Goldstickerei aus wie ein Luxemburger Pompiere.

Die Beispiele kann man häufen. Wie man drüber Häuser in neuester Betontechnik errichtet und zunächst einmal das Mittelgeschoss ins Blaue hineinhaut, so reißt man soziale Probleme mit der Wurzel aus und pflanzt sie mit der Spitze in den fruchtbringenden Grund praktischer Konsequenz. Cholerafranke heilt man durch Doppelposten vor der Tür, damit der Patient, den kein Arzt freiwillig stört, ohne fremde Einmischung bei seiner Rechnung mit dem Leben vom Tode geprellt werde, aber höchst modern dekretiert man eine Billet-steuer für das Kino mit der verblüffenden Begründung, mit den so gewonnenen Riesensummen ein großzügiges Schul-werk zu fundieren oder eine — Ehrenpostle zu bauen zu Ehren des „konstitutionellen“ Padißchahs.

Halbwelt! Halbkultur! Halb-Europa! Man wird drüber jetzt mehr als je sich zu Europa rechnen. Mit gutem Grund. Man hat eine echt europäische Vertrautheit im Umgang mit modernen Kriegswaffen — substantiellen wie geistigen — zur Genüge bewiesen. Man hat zeitweise die klugen diplomatischen Lehrer und Meister an der Nase herumgeführt. Man hat den Balkan mit modernem Kriegsdünger befruchtet, und wird nun mit Staf-furter Abraumfalsch und südamerikanischem Vogelbreck nach-besseln, um nach modernen Grundsätzen rationalen Wirt-schaftsbetriebes Erträge zu gewinnen, mit denen sich Haussen auf dem europäischen Markt erzeugen lassen, man wird Truste gründen und aus der Korruption eine Kunst machen.

Und die Naivität des Balkans wird lernen, lernen! Und an dem Tage, wo sie nichts mehr zu lernen haben wird, wo sie all unsere Kniffe und Schliche, all unsere Hintertüren der Moral kennen wird, und es auch dem geriffeltesten Europäer nicht mehr gelingt, auch nur einen Pfennig „Lehrgeld“ von ihr zu erlösen, — an dem Tage werden wir aufhören, von „Halb-Europa“ zu reden.

Meine boshafte Freundin aber wird dann vielleicht mit gutem Recht behaupten, — daß die europäisch-asiatische Grenze um mehr als ein Dutzend Breitengrade nach Norden geschiebt ist. Auf europäischer Seite liegt dann noch das nördliche Eis-meer und sein repräsentativer Vertreter ist — der Eskimol
E. B. R. R. R. R.

Phantastien über den Jahrgang 1913.

Nein, wer mit Leib und Seele auf die Abstinenz eingeschworen ist, braucht nicht zu erschrecken und sich nicht zu enttäuschen, der Weinjahrgang 1913 hängt noch an den Rebstößen, und nicht um Phantastien handelt es sich hier, wie sie der selbige Hauff im Bremer Ratsecker erlebt, sondern der Ausgangspunkt dieser Betrachtungen ist ein Buch, genannt „Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, Jahrgang 1913“. Es kann kaum etwas Nüchterneres geben. In dem Kaiserlichen Statistischen Amte sitzen sie beieinander, Geheimräte, wirkliche und unwirkliche, Assessoren, angestellte und nichtangestellte, Kanzleiräte, Hilfsarbeiter und Kanzlisten, und alle füllen tagaus, tagein große Altkostenbogen mit Ziffern, nehmen zuweilen ein Lineal und ziehen einen schnurgeraden preussischen Strich, und dann kommen wieder die Ziffern daran, Bataillone von Ziffern, Regimenter, Brigaden, Divisionen, ganze kriegsstarke Armeekorps von Ziffern. Und wenn derart durch gemeinsame Mitarbeit der neue Jahrgang zustande gekommen ist, wimmelt auch er von Ziffern, über 500 Seiten nichts als Ziffern und Tabellen.

So bietet es sich nicht gerade als unterhaltende Lektüre an, aber in Wahrheit gibt es kein Buch, das interessanter wäre im echten Sinne des Wortes. Denn diese Ziffern sind ja keine langweiligen, abstrakten Zahlen, wie sie der Mathematikprofessor mit Kreide an die Wandtafel malt, sondern sie stellen das Leben eines ganzen großen Volkes während eines ganzen langen Jahres dar, in geronnenem, in erstarrtem Zustand gewissermaßen, und wenn man Seite auf Seite des Buches nachdenklich umschlägt, verwandeln sich die toten Ziffern wieder in frisches Leben, und mehr an Liebe und Haß, an Hoffnung und Enttäuschung, an Glück und Elend, an Hunger und Verzweiflung, an Laster und Tod umschließt dann dieses Werk namenloser Bürokraten, als alle Tragödien aller Dramatiker zusammengenommen, von Euripides hinweg über Shakespeares und Schillers bis zu Schnitzler. Mehr Stoff enthält es, als alle lebenden Dichter je zu verarbeiten imstande wären, und sähen sie auch hundert Jahre am Schreibtisch!

Ein paar Tabellen nur: auf dem Gebiete des Deutschen Reiches von heute sahen 1816 24 Millionen Menschen, 1864 waren es erst 30, 1910 aber 65 Millionen! Hier sind's ein paar Ziffern, aber in der Wirklichkeit birgt sich hinter diesem Bevölkerungszuwachs ein ganzer Rattenkönig von ökonomischen, sozialen und politischen Problemen. Es birgt sich dahinter ein ganzer Umwälzungsprozess, dessen Ergebnis, Industrialisierung, Zurückdrängung der Landwirtschaft, Zertrümmerung selbständiger Existenzen, auf anderen Tabellen verzeichnet steht, in Ziffern, immer in nüchternen Ziffern.

Tabelle I, 8, enthält die Reichsbevölkerung nach Geburtsjahren und Familienstand am 1. Dezember 1910. Da marschieren als Junioren der männlichen Abteilung auf: ein Verheirateter, der im Jahre 1895 das Licht der Welt erblickte, ein Witwer, dessen Geburtsdatum in das Jahr 1894 fällt und ein Geschiedener, der 1892 als geboren in die Register eingetragen wurde. Wer in dem krassesten Roman drei Jünglinge dieser Art nebeneinanderstellte, einen fünfzehnjährigen Ehemann, einen sechszehnjährigen Witwer und einen achtzehnjährigen, der bereits wieder die Fesseln der Ehe abgestreift hat, der würde als heilloser Phantast erledigt sein. Das Leben ist talentvoller als jeder Roman: es hat die drei Gestalten geschaffen, aber das Statistische Jahrbuch verrät uns nur die Ziffern. Was den einen dazu trieb, sich in einem Alter zu binden, da man noch gemeiniglich von den Freuden der Ehe, was den andern zwang, zwei Jahre vor dem militärfähigen Alter, wieder der Ehe den Rücken zu kehren, wer weiß es und wer will's enträtseln? Man weiß nur, daß die beiden Senioren derselben Abteilung

dagegen trivial erscheinen: 1810 geboren, paradierten sie in der Rubrik Ledige, sie wollen's sich noch überlegen. . . . Sind in dieser Tabelle Männlein und Weiblein streng getrennt wie in einem Kölner Bad, so stehen sie auf Tabelle II, 8, in den allerintimsten Beziehungen zueinander. Nachprüfen kann man bis aufs y, wer wen geheiratet hat, das heißt: natürlich nicht nach Namen, sondern nur nach Altersklassen. Wer neugierig ist, erfährt nicht, ob Herr Müller doch Fräulein Schulte bekommen hat und ob nicht die Verlobung von Fräulein Lehmann zurückgegangen ist, aber wir nehmen zur Kenntnis, daß die meisten Frauen im Alter von 22 bis 25 Jahren das Ständesamt besuchen und zwar sind es 56 762 von insgesamt 512 819, die im Jahre 1911 ihren Namen gegen den eines Mannes verzeichnet haben. Die Männer dagegen haben es im Alter von 25 bis 26 Jahren am eiligsten: da verzeichneten 58 574 auf ihr Junggesellendasein und — hoffentlich — auch auf ihre Junggesellengewohnheiten. Auch hier finden sich seltsame Salsalgeschichten zusammen: wenn 727 Männlein über 60 Jahren sich mit edensoviel Weiblein über 60 Jahren kopulieren, so ist das in aller Ordnung und aller Ehren wert, aber bei dem Greise über sechzig, der ein Nädel von siebzehn freit, bei der Fünzig- bis Fünfundfünfzigjährigen, mit der sich ein Ein- undzwanzigjähriger eintrifft, sieht der Dichter und der Psychologe auf die Dauer Tragödien, Komödien und Tragikomödien voraus. In dem Statistischen Jahrbuch freilich nehmen diese Tragödien, Komödien und Tragikomödien nur nach ihrem Abschluß ziffernmäßige Gestalt an, in der Tabelle II, 10, „Ehescheidungen“ oder wohl auch II, 11, „Selbstmorde im Jahre 1911“. Natürlich steht bei den Ehescheidungen das „Sündenbabel“ Berlin an der Spitze mit 86,2 Ehescheidungen auf 100 000 Einwohner im Gegensatz zu der Staatspielschachtel Lippe, wo auf die gleiche Einwohnerzahl nur 5,9 Ehescheidungen entfallen. Allerdings hängt das wohl mit anderen Ursachen als mit der „Babelhaftigkeit“ der Reichshauptstadt zusammen, wie denn industrielle Gegenden einen weit höheren Prozentsatz der Ehescheidungen aufweisen als agrarische Landstriche. So kommen im Königreich Sachsen 34,2 in der Provinz Posen nur 9,0 Ehescheidungen auf 100 000 Einwohner. Ähnlich ist es mit den Selbstmorden, deren Ursachen, von Ausnahmefällen abgesehen, immer die gleichen sein mögen: Hunger und Liebe. Da überflügelt Sachsen-Koburg-Gotha mit 45,7 Selbstmorden auf 100 000 Einwohner selbst Berlin mit 35,0 auf die gleiche Einwohnerzahl ganz bedeutend. Man könnte an einen Zufall denken, wenn nicht immer im Statistischen Jahrbuch dieser thüringische Kleinstaat mit einem Prozentsatz von Selbstmorden aufträte, als befände sich ein Monte Carlo innerhalb seiner Grenzpfähle. Aber sonst gilt auch hier das Gesetz: hochentwickelte Industrie, hohe Selbstmordziffer (Königreich Sachsen 31,5, Provinz Posen 9,0 Selbstmorde auf 100 000 Einwohner!).

Doch häufiger noch als zum Selbstmord treibt der Hunger zur Auswanderung. Ihre Ziffern sind in den letzten Jahren etwas zurückgegangen, aber noch immer genug, noch immer zu viel Deutsche schütteln den Staub des Vaterlandes, das ihnen als Stiefvaterland erscheint, von den Jüden: 25 531 waren's 1910, 22 600 1911 und 18 545 im Jahre 1912. Wieder nur ein paar dürre, nüchterne Ziffern und doch sieht man sie, die bleichen Kolonnen des Elends, sich in die Zwischendecks der riesigen Ueberseedampfer ergießen, Mann und Weib, Greis und Kind, mit Sad und Pack und mit so viel Enttäuschung und so viel Hoffnung im Herzen. Was diese 18 545 hier erduldet, was diese 18 545 drüben erwartet, welcher Dichter könnte es unternehmen, das zu schildern — eine Folge und Fülle von Romanen wäre es! Woher sie kommen, wohin sie gehen, verrät noch das Statistische Jahrbuch: am meisten strömen aus den agrarischen, am wenigsten aus den industriellen Provinzen übers Meer: 57 Auswanderer auf 100 000 Einwohner in Posen, 17 auf 100 000 im Königreich Sachsen! Auch hier hebt sich Sachsen-

Koburg-Gotha durch eine Merkwürdigkeit ab: das Land der verhältnismäßig meisten Selbstmörder hat die verhältnismäßig wenigsten Auswanderer — nur ihrer 2 entfallen hier auf das Hunderttausend! Das Ziel der deutschen Auswanderer aber ist in jedem Jahr mehr eine beschämende Abfuhr für die kolonialpolitischen Schreihälse, die nach einem „größeren Deutschland“ in Afrika sich heiser rufen, damit die nach diesem Erdteil strömende „überschüssige Bevölkerung“ indirekt wenigstens dem Vaterland erhalten bleibt, denn von den 18 545 zogen nicht weniger als 18 129 nach Amerika und nicht mehr als 4 (in Buchstaben: vier!) nach Afrika. Wegen dieses „Ueberflusses“ von vier Mann noch einen Krieg mit Frankreich zum Zwecke der Eroberung Marokkos zu beginnen, dürfte am Ende doch nicht recht lohnen.

Aber noch in anderen und besseren Ziffern kommt Seine Majestät der Hunger in diesem Buche zum Ausdruck. Was er über das Meer nach anderen Erdteilen treibt, gibt hier den Kampf auf. Bertvoller ist, was hier entschlossen den Kampf weiterführt, und davon berichtet Tabelle V, 5, die uns verkündet, daß im Jahre 1912 von insgesamt 2510 Streiks im Deutschen Reich 415 ganz und 1001 teilweise erfolgreich abgeschlossen. Die sich aufbäumende Kraft der mächtig emporkommenden Arbeiterklasse steckt in diesen Ziffern ebenso wie in ein paar anderen, die sich in Tabelle XIII finden. Da heißt es: Ergebnisse der Reichstagswahlen: Von den gültigen Stimmen kamen auf Angehörige folgender Parteien:

Sozialdemokraten:				
1893	1898	1903	1907	1912
1 780 700	2 107 100	3 010 800	3 259 000	4 250 400

Und das sind wohl die stolze Ziffern des ganzen ziffernreichen Buches!

Ein liberales Jubiläum.

Wir wollen auch einmal ein wenig in Jubiläen machen. Warum sollte man diese angenehme Beschäftigung so ganz der Gegenseite überlassen? Für die sind ja in diesem Jahre die Arbeitstage nur noch dringende nötige Ruhepausen, um die Geisheit vom Durra-schreien zu kurieren. In Adnigsberg, Breslau, Berlin, Rehlheim (hier unter besonders heiterem Gelächter der ganzen Welt und bei geschlossenen Fensterläden der Untertanen), in jeder Stadt, auf jedem Schloßsteig ist gefeiert worden. Kassel schrebt sinnigerweise als Abwechslung keine Tausend-Jahrfeier ein, unter kleinlicher Vermeidung des Adnigs Jerome, der Wilhelms Vorfahren auch einmal als Monsieur mon frère anreden durfte, und am Horizont droht schon wieder die Wöllerschlagdenmalenthaltungsfeste (sein schlechtes Wort!) in Leipzig, zu der die Altböcksten, Höcksten, und Höhen Herrschaften bereits eingeladen worden sind, während der Deutsche Reichstag mit gutem Geschmack bis jetzt nicht aufgefordert wurde.

Es wird also seinen streng monarchisch und patriotisch gestimmten Mitgliedern nicht möglich sein, ihr Durra mit dem der Welt der Nation harmonisch zu verbinden, was besonders im Interesse der liberalen Ritter des Roten Adlers zu bedauern ist, die sich bei dieser Gelegenheit fidele gern Kirschlau und in eine neue Lebensklasse geschrien hätten. Ihnen aber gilt das Jubiläum, das wir heute feiern wollen, das 25-jährige Jubiläum überlebensdenklicher Freiheit. Vor 25 Jahren erlitten nämlich das Tagebuch Friedrichs III., den das fortschrittlich-loyale Bürgertum einen liberalen Kaiser zu nennen sich erlaubte. An seiner Waise erdante aus liberalen Vratemorden die dumpfe Klage, jetzt sei es mit der erhofften freireichlichen Wera in Deutschland herum und der Ordensregen, den Friedrichs Regierungsantritt so angenehm eingeleitet hatte, werde leider der erste und letzte bleiben, der sich in liberalen Knopfschürzen blühend festsetzte.

Manövermarsch.

Von 2600 Deubel.

Bepakt mit mörderischem Blei und Sklavenqual, bestürmen wir ein Dorf, drin niemals Schlachtgefänge tobten.

Der Tanzschritt, den wir auf den Höfen der Kasernen probten, reißt müde Bauern auf vom kargen Mittagsmahl.

Der knappen Uniformen übertreftes Lügenbunt fängt Kinderjubiläum und der Mädchen jäh entflammtes Gieren.

Am Funkeln des Gewehrs liebt junger Burschen blüdes Stieren.

Gejaul der Hörner klirrt geschlossene Fenster wund.

Doch unsre Augen, die ein harter Helm beschattet, sind schon zu müde aufzublihen im Gefühl, und das Gesehlecht ruht dumpfbesinnungslos ermattet.

Wir warten nur auf eine rot herausgeschworne Stunde mit rauchverdeckten Horizonten, drauß gewitterklüht Kommandos fallen, die uns hegen wie auf Wild geworfne Hunde.

Nachdichtung von Paul Sch.

Als Vater lebte und starb.

„Da lebst Du so Ein! Ein Tag ist so häßlich wie der andere, jede Stunde zerbricht eine Hoffnung, jede Minute splittert eine Sehnsucht der Armen. Du kommst nie hoch aus dem Alltagsgram. Ueberall sind Ketten, überall sind Mauern.“

Deine Kräfte zerpringen in erbärmliche Funken, Dein ehrlichstes Mäßen ist nicht mehr als ein Raketenstich in die Nacht. Eine Minute Glanz und Gefasel — dann Rauch und Qualm.

Aber einmal bricht doch graunhafte Klarheit in Dein Leben. Da siehst Du den Jammer um Dich. Da siehst Du: alle die Fäden, die Du zur endlichen Rettung gefnüpft hast — alle die Fäden sind morisch und zerrissen. Du siehst alle Wege, die Du gegangen bist — es waren Irrwege. Da siehst Du das Ringen Deiner Klasse — die wie Du geboren wird, lebt und stirbt.

Schon als Kind wurde ich sehend. Trozdem der Vater schon jahrelang lungenkrank war, mühte er sich als Maurer ab. Die Not zwang ihn. Anfangs war er Baumeister. Die mächtige Krise der neunziger Jahre zerbrach sein bisheriges Leben. Er baute sich aus den Stücken ein neues — er nahm Kelle und Hammer und schaffte an fremdem Werk.

Den jähen Sturz hat er nicht überwunden. Er krank hier und da seinen Schnaps. Es kam vor, daß er betrunken oder arbeitslos war. Das war für uns der gleiche Jammer. Die Mutter schickte jeden Sonntagabend einen ihrer fünf Buben auf den Bau, Vater abzuholen. An den Tagen war gewöhnlich kein Brot im Haus.

Wir Kleinen ahnten kaum das Ungeheuerliche dieses Lebens. Wenn der Vater krank war, gingen wir mit ihm in den Wald, Weidenbüschen, Moos oder Reisig zu holen. Doch das verboten war, kümmerte uns nicht. Die Mutter band Kränze. Sie mußte uns durchbringen. Die Toten gaben uns Brot. Das waren graue Tage.

Doch ab und zu zuckte ein Wetterleuchten auf und unser Leben fand vor uns, anklagend und mißgestaltet.

Mit den Brüdern verkaufte ich Seife, Soda und Wäsche. Auch Weidenbüschen und Blumen. Wir brachten uns eben so durch. An jedem Monatsersten verdüsterten sich die so wie so schon finsternen Gesichter der Eltern.

Die Mutter wurde mürrisch und zänkisch, das Brot seltener. Metzgers war ein Wort, das uns unverständlich blieb.

Auch in der Schule war's ein Elend. Von den Kameraden wurde ich verhöhnt und verspottet — meine Kleider waren ja gottsdarmlich.

Einmal frug der Lehrer, wo unsere Väter arbeiteten. Vater such Arbeit, sagte ich. Mit was, fragte der Lehrer — mit dem Schuhstarren oder dem Opernglas? Ich schämte mich. Ich wußte auch noch nicht, daß Armut Schande sei und daß Lüge darüber weghilft.

Eine Tante schickte einmal getragene Kleider und eine neue Mütze für mich. Der Lehrer machte einen Biß: ob wir geribt hätten. Alle Kinder lachten. Da schämte ich mich wieder. Warum, weiß ich nicht mehr. Vielleicht der schönen Kleider wegen.

Vater kam eines Sonntags ohne Ausbeute heim. Um die ihm angetane Schande zu vergessen, hatte er getrunken. Der Feldjäger hatte seinen Sad beschlagnahmt. Und der war dazu noch ein alter Bekannter. Als Vater Baumeister war, hatte er oft mit ihm Bier getrunken und Zigaretten getraucht. Und nun?! Vater war ein Dieb.

Der Gemeinderat ließ die Sache auf sich beruhen, denn alle kannten Vater. Er schrie, das Reisig könne abgeholt werden. Ich sollte es holen. Doch auf dem Wege kehrte ich um — der Sohn eines Diebes. Nach einigen Wochen sollte die Mutter zwei Kränze binden. Ich mußte nach dem Unglücksbock, Klieber laufen. Der Gartenbesitzer frug nach meinem Namen. Ob der Vater der mein Vater sei. Ja. Und was wir jetzt machen. Ich

gab Auskunft. Da bekam ich ein Glas Milch und für den Vater einen Brief. Das Geld für die Blumen durfte ich behalten. Vater weinte vor ohnmächtigem Jörn, als er das Schreiben las. Er wurde aufgefordert, bald die fünfzig Mark Schulden zu bezahlen. Was für Schulden, wußte ich nicht.

Ich bekam Schläge, weil ich bei solch einem Kerl Klieber gekauft hatte. Das Geld behielt ich. Vater hätte nur noch mehr getobt. In der Schule brauchten wir schon lange neue Bücher, ich war der Letzte, der sie kaufte.

Als Vater starb, war ich gerade zehn Jahre alt. Ich hatte noch nie einen Toten gesehen. Der erste war mein Vater. Er wußte von seinem Ende und — schwieg. Alle die papiernen Gesichtshelden der Schule waren nichts gegen meinen Vater.

In den letzten Tagen sah ich seinen harten Kampf. Er lag in der Stube auf dem harten Sofa und wälzte sich hin und her. Sein Atem ging pfeifend. Das Gesicht war blau und auf Stirn und Händen krochen die Aderm wie dicke Regenwürmer. Er konnte nicht sprechen. Er winkte mit der Hand, ich solle gehen. Zum Sterben braucht er niemand. Der Mutter sagte ich nichts. Ich rannte auf die Vorstadtfelder und heulte wie ein Hund.

Erst spät am Abend ging ich heim. Die Lampe brannte nichtsfugend wie gewöhnlich. In der Küche sahen Mutter und Bruder beim Abendbrot. Dem Vater gebe es besser, sagte die Mutter. Wenn nur erst der Winter vorüber sei, seufzte sie. Da ahnte ich, daß im Winter viele Lungenkranke sterben.

Bis zum Winter brauchten wir nicht zu warten. Vater starb in der ersten Herbstnacht. Am Nitternacht rief er dreimal meinen Namen, er bat um Wasser. Als er trank, gluckte es eigenmächtig. Es war, als ob die Flüssigkeit ins Bodenlose fiel. Früh, als wir erwachten, war er tot.

Die Mutter schrie auf, wir Kinder weinten. Ich sah den ersten Toten. . . . Die rechte Gesichtshälfte war blau und rot angelaufen, auch die Brust war so häßlich gefleckt. Herz- und Gehirnschlag zerbrach endlich sein Leben. Die Mutter schnitt sich zum Andenken von Vaters prächtigem Haar ein Lode ab. Nach drei Tagen wurde er begraben. Der Pastor hielt seine Leidensrede und bekam 10 Mark dafür.

Die Verwandten trösteten die Mutter, so gut es ging. Darauf erzählte sie, daß in jener Nacht ein Hahn dreimal laut gekräch habe und die Uhr sei stehen geblieben. Fast alle der Gäste wußten eine gleiche Geschichte. Zuletzt mußten wir vortreten und der Mutter doppelten Gehorsam versprechen.

Als der Schwarm auseinander ging, sagte eine alte Tante: Mutter könne eigentlich froh sein, Vater sei doch nur ein unnützer Effer gewesen. Am liebsten hätte ich sie angespuckt, aber das ging nicht vor so vielen Leuten.

Wir haben der Mutter nicht doppelt gehorcht. Da erzählte sie uns, was der Vater in seinen letzten Tagen gesagt habe: Mutter, wenn Dir die Kinder nicht gehorchen, schlage sie, bis Dir die Arme weh tun, meinen Lederrücken lasse ich Dir da.

Ein liberaler Hohenzoller! Das war dem angeklammerten Bürger- tum vorbehalten, das zu entdecken. Einiger munterer Seitenprünge wegen, wie sie eben ein mißgestimmter Kronprinz in seinem Tage- buch macht, nennen die Leute, die für sich den Ehrentitel liberal in Anspruch nehmen, einen künftigen König von Preußen freilich- liebend. Man sieht, welche geringe Ansprüche die Herren an die eigene Liberalität stellen, wenn sie so bereitwillig ein paar verärgerte Worte als Gesinnungsnachweis hin- nehmen. Sie haben sich durch diese Komödie unüber- trefflich selbst gezeichnet. Solange die Herren verärgert sind, sind sie gar nicht so heftig für Thron und Altar, aber wenn die Gnadenform sie auch nur von ferne bescheint, gehen sie auf, wie ein ganzes Kaiserblumenfeld. Friedrich III. hätte nur einmal ein Jahr- den durch Parlament und Minister mehr losspielt als wirklich ver- brämten preußischen Absolutismus genießen sollen, dann hätte er sicherlich auf seine paar irrgewandenen roten Vögel einige wohl- gezielte Fußtritte folgen lassen, und zwar auf die Körperteile, die sich gerade unter der Devise: Hoch lebe der liberale Kaiser! an den Stufen des Thrones niederlassen wollten.

Die Liberalen träumen immer noch den gleichen Traum. Ein liberaler Kaiser — dieser Wonnegedanke läßt sich nicht mehr fest- halten. Dafür entdecken sie bald einen liberalen Minister (im Bereich Wilhelm II.), bald einen liberalen Agrarier, bald einen liberalen Kronprinzen. Sie können nicht glauben, daß die Re- gierung gegen sie, die allerbravsten im Staat, so böse sein sollte, sie hoffen immer, soviel kaputtelnde Sozialität müßte schließlich ihren königlich preußischen Titeln finden. Daß sie bei all dem Bestreben konservativ werden und nicht die preußischen Regierenden liberal, das sehen sie nicht. Sie sind die vollendete Un- fähigkeit, Macht zu erlangen, weil sie immer schon halb zur Macht übergehen, ehe ein Schuh gefallen ist. Wolte man ihnen heute, an diesem Jubiläum ihrer Schwäche, klar machen, ein schein- bar liberaler Kaiser wäre das schlimmste, viel schlimmer als der unklare Gottesgnadenapostel, dann würden sie Nord und Brand schreien und behaupten, es läge uns nichts an der freirechtlichen Ge- staltung des Reiches. So werden sie träumerisch sich abwechselnd über ihre zwei Ohren hauen lassen und wenn wir das fünfzig- jährige Jubiläum des „liberalen Kaisers“ feiern, wird sich der letzte Liberale in Protentod und Ordensschmutz unter leisen Altersblö- sinnerscheinungen an seinem Stammtisch über die seltsame Zeit aus- lassen, als er nebst seinen Gesinnungsgenossen noch leidhaftigen Ministern die Hand drücken durfte und der Kaiser beinahe mal einen angesprochen hätte.

Vom Jahrmakkt des Lebens. Neudeutsche Kultur.

Uns trennt eine Weltanschauung von den anderen! Das ist nicht nur unser, sondern auch der Jagowiter Grundsatz. Jäten, die noch dem Wibel sprache anhängen: „Selig sind, die da geistig arm sind“, kommt instinktiv zum Bewußtsein, daß der Drang der Arbeiterschaft nach Bildung, ihr Sehnen sich zu erheben an den großen Werken der Kunst, eine revolutionäre Tat ist.

Uns trennt eine Weltanschauung von den anderen! Um des- willen versucht ein Jagow, den Arbeitern den Genuß einer Nachtschen Ruhe zu hintertreiben, um bedröhlten werden die Volks- bühnen unter Polizeiaufsicht gestellt; und nur ein Ausfluß des- selben Geistes ist es, wenn der Saal der Neuen Welt für un- würdig erklärt wird, daß die Arbeiter an christlichen Feiertagen in ihm an den großen Schöpfungen der Tonkunst sich erbauen. Ganz instinktiv fühlt das Polizeihirn, daß es revolutionär wirkt, die Arbeiterschaft mit Bildung zu erfüllen, sie einzuführen in die hehren Hallen der Kunst.

Die Mutter hat nicht geschlagen. Ich habe ihr das mit dem Vater nicht geglaubt und den Riemen unter's Bett versteckt.

Nach einigen Wochen hatte sie ihren Schmerz überwunden und ging zum erstenmal zu einem Vergnügen. Sie war ja noch so jung — zweiunddreißig Jahre. Der Vater war vierzig, als er starb. Auch einen Liebhaber hatte sie bald. Später kam ein Kind. . . . Aber geheiratet hat sie nicht mehr.

Das ist die Geschichte vom Leben und Sterben der armen Leute. Ein Oesterreicher Schilling hat sie mir in einer schlaf- losen Nacht erzählt, als wir von Genua nach Neapel fuhren.

Mag Barthel

Gerettet.

Von Wladimir von Berensham.

Eine Sitzung des Kriegsgerichts. — Es geht zum Schluß. . . . Die vier Angeklagten schweigen. . . . Sie sind von Wachen um- geben. Man hat sie aus dem Gefängnis hierhergebracht. . . . Sie sind angeklagt, daß sie zu einer Gruppe von Sozialisten — Revolutionären — Maximalisten*) gehören. Im Dorfe, wo sie ein „Kett“ gehabt haben sollen, fand man ein Lager mit Bomben, Dynamit. Sie — ist eine junge Dorfschullehrerin, die Tochter eines Landrates. Ein hübsches Kindergeicht, sanfte blaue Augen. Die beiden Studenten waren zu ihr zu Besuch gekommen; auch vor Gericht erscheinen sie in schwarzen Mänteln mit weißen Knöpfen. Der vierte ist ein hiesiger Bauer.

Mein Gutsbesitzer war in der Nacht von maskierten Leuten eine Expropriation vorgenommen worden, an der Stimme hatte er diesen Bauer erkannt. Die übrigen hatten mit dem Bauer Bekanntschaft gepflogen. Auf dem Schulhof war eine Durch- suchung gemacht worden. Der Holzschuppen stand immer offen. Unter dem Schutt, kleinem Holz und anderem Gerümpel war der schreckliche Haub verstreut, der jetzt auf dem Tisch als wesentliches Beweismittel stand; daneben liegen entladene Mäntel von Bomben und so weiter.

Der Saal ist vollständig leer. Auf der Tribüne, wo das Publikum gewöhnlich ist, hat ein Offizier Platz genommen, — die Wachen . . . die beiden Verteidiger und sonst niemand.

Im Saale wird es merklich dunkel. Der Staatsanwalt be- schuldigt, spricht lang und breit davon, wie schrecklich diese An- geklagten sind; nichts Heiliges sei in ihnen geblieben. Er fordert Todesurteil — und im Saale wird es noch trauriger. Ein Kolleg, hiesiger Advokat, ein alter Verteidiger, steht auf und hält eine überzeugende Rede.

Was sagt der Staatsanwalt an? Die friedlichsten Leute, die niemand etwas zu Leide getan haben. Wo ist der Beweis, daß sie Mitglieder irgendeiner Partei sind? — Ein Lager von

Als ob wir nicht wirklich genug polizeilich konfessionierte und protegierte Kunst hätten. Haben wir nicht die „große Kanone“, den „Mister Meschugge“ und die „Blödsinnsländchen“? Und welche klassische Geistesrichtung erschließt sich mit der Ankündigung an den Plakatwänden, daß Mister Gänselein alle Kanonen und sonstige Musikinstrumente übertrifft! Wenn diese dem Musikbedürfnis der sogenannten Gebildeten genügen, was braucht die ungebildete Menge einen anderen Maßstab der Kunst?

Uns trennt eine Weltanschauung von den anderen! Mit welcher unfähiger Verachtung mögen die Musiker, die sich meschugge stellen müssen, um ihr Brot zu verdienen, auf die blöde Menge der Gebildeten herabsehen, die ihre Gliederverrenkungen mit frenetischem Verfall belohnt. Jagows getreueste Untertanen! Demen geht nicht das Herz auf, wenn Beethoven'sche Klänge sie un- trauen. Sie werden nicht erschüttert durch die Seelenkonflikte, die ein Jhsen ihnen ausmalt. Sie sind die Vertreter der Jagow- schen Kultur, sind gute Patrioten!

Uns trennt eine Weltanschauung von den anderen! Das kam uns wieder recht eindringlich zum Bewußtsein in einem der großen Berliner Konzerte. Am zugkräftig zu bleiben, finden dort Kabarettvorstellungen statt. Eintritt frei, die Tasse Kaffee 50 Pf. Der weite Saal ist bis in die äußersten Winkel gefüllt. Auf dem Podium trägt eine Sängerin ein Chanson vor: „Mein Priße hat den schärffsten!“ Die Pointen unterstreicht sie mit drastischen Armbewegungen. Ihr folgt nach einiger Zeit ein dramatischer Jüngling, der mit rührend falschem Pathos in dieser leichtsinnigen Umgebung eine ernste Episode aus dem deutsch-französischen Kriege vorträgt. Als gegen Schluß der Dellellation die Musik die Klänge der Preußenhymne immer lauter erklingen läßt, bricht ein patriotischer Jubel aus, der vielleicht noch stärker ist als beim Vortrage des schönen Liedes „Mein Priße hat den schärffsten“.

Jagows allergetreueste Untertanen, Vertreter der polizeilich abgefeimelten neudeutschen Kultur. Ihrem Kunstgenuß wird keine Polizeikraft hindernd in den Weg treten. Das geschieht nur bei den anderen, die eine Weltanschauung davon trennt.

Die Kaiserparade in Unterhofen.

Aus Fosen wird der „Frankfurter Zeitung“ eine nette Episode mitgeteilt, die sich dort während der Kaiserfeste bei der großen Parade abspielte: Von oben herab war die Order gekommen, daß Mannschaften und Offiziere in Drillichhosen vor Seiner Majestät erscheinen sollten. Aber der Himmel hatte weder Verständnis für das imposante Schauspiel, das sich auf dem Parade- feld abwickeln sollte, noch für die dazu befohlenen weichen Unaus- sprechlichen. Dräuend zogen sich die Wolken zusammen und ein leiser Sprühregen ließ noch auf einen gehörigen Guß rechnen. Das brachte die Herren Hauptleute einigermaßen aus dem Konzept, denn es war nicht üblich, bei Regenwetter eine Parade in Drillich- hosen abzuhalten. Eine eingehende Konferenz, dann kam der Be- scheid: „Zuchhosen anziehen und für alle Fälle die Drillich- hosen im Tornister mitnehmen.“ Dieses salomonische Urteil fand aber nicht den Beifall der oberen Gewalten, die auf Aus- führung des ursprünglichen Befehls drangen. Nun ging, eine Viertelstunde vor der Ankunft des Kaisers, angeführt einer tausend- köpfigen Zuschauermenge, die Umkleidekabine vor sich. Da gab es für manchen Offizier und Grenadier einen höchst peinlichen Moment. In der Eile hatten sie nämlich vergessen, ihre Drillich- hosen einzupacken, und standen im Augenblick ratlos da. Ein junger Offizier mußte sich zu helfen. Er requirierte einfach für sich die weichen Hosen seines Vorgesetzten und schob den also Veräubten, den nur noch seine Unterhose schmückte, tief in die Reihen hinein. Wenn die Zahl der Sansculotten auch groß gewesen sein soll, so tat es doch dem Erfolg des Tages keinen Abbruch, denn weder die Augen der Kritiker noch der Zuschauer merkten die Parade in Unterhofen.

Die Liebesfreuden im Pfarrhause.

Im Pfarrhause in Giebing bei Dachau waltet seit dem Jahre 1906 eine jetzt 23 Jahre alte Barbara S. als Köchin. Im Mai

1907 ließ sich die Jungfer vom Herrn Pfarrer beurlauben, ging nach München und schenkte da einem ganz kleinen Kinde ein Haus Leben. Nach ihrem Erholungsurlaube lehrte sie in das Pfarr- haus zurück, um weiter für die leiblichen Bedürfnisse des geistlichen Herrn zu sorgen. Das Kind wanderte zur Mutter nach Elbach. Im Frühjahr dieses Jahres wurde das Kind unter dem Namen Marie Walde zur Schule angemeldet. Der Lokalschulinspektor in Elbach, Benefiziat Bierlinger, wollte durchaus einen Nachweis für die Existenzberechtigung des Kindes haben. Er hielt in verschiedenen Standesämtern Umfrage und kam schließlich auf den niederträchtigen Gedanken, daß der Herr Pfarrer in Giebing der Vater des Kindes sei.

In einer Verhandlung, die jetzt wegen Fälschung des Per- sonenstandsregisters gegen die Köchin stattfand, wurde dieser ganz absonderliche Gedanke aber widerlegt. Nicht der Herr Pfarrer, son- dern sein Bruder, der pensionierte Postassistent Wehnel, wollte die Liebesfreuden mit dem Mädchen genießen haben. Er er- klärte in der Verhandlung, daß er der Vater des Kindes sei, er habe alljährlich seinen Urlaub bei seinem Bruder im Pfarr- hause zugebracht und dort ebenso regelmäßig mit dem Mädchen verkehrt. In große Verwunderung wurde das Gerücht durch die Behauptung des Postassistenten veretzt, daß er erst seit einigen Monaten Kenntnis davon habe, daß er der Vater eines sechsjährigen Kindes sei. Ebenso sonderbar erschien es dem Gericht, daß weder der Herr Pfarrer noch seine Schwester etwas von dem Zustande des Mädchens gemerkt hätten. Es erschien dem Vorsitzenden so unglaubhaft, daß der Postassistent der Vater des Kindes sei, daß er den Zeugen unvereidigt ließ.

Aber noch eine andere Unbegreiflichkeit brachte der Prozeß. Der Staatsanwalt hatte die Kühnheit, zu behaupten, die drei Zeugen, der Pfarrer, der Bruder und die Schwester, seien der Teilnahme an der zur Aburteilung stehenden Straftat dringend verdächtig. Der Staatsanwalt erklärte, daß er sehr wohl in der Lage sei, wenn es gewünscht werde, die Gründe dafür in der ausführlichsten Weise zu geben. Schließlich blieben die drei Zeugen unvereidigt. Das Mädchen wurde freigesprochen, weil die Straftat verjährt sei.

Öffentlich erhielt der Herr Postassistent an seinem Kinde, von dem er erst so spät Kenntnis erhielt, große Freude. Das wird um so wahrscheinlicher sein, als vielleicht auch sein Bruder, der geistliche Herr, sich um die Erziehung seiner „Nichte“ bemühen wird.

Hundeleben.

Ich kenn ein glücklich Hundevieh,
Das wäscht man nur mit Watte
Und wohlriechender Seife.
Zum Frühstück kriegt er schon Fisel; —
Kriegt er was anders, sagt er: „Ne!
Soll's Futter, das ist „treffe“.“

Katzenlich wird er dick und fett;
Des Nachts schläft er im Dauenbett;
Bei Tag trägt er 'ne Decke. —
Ich lauf herum als wie ein Schwein;
Der Wind pfeift mir durch's Hosenbein;
Ich friere an der Ede.

O du beneidenstwertes Tier!
Weld' glücklich Schicksal wurde dir!
Mir ward's nicht so gegeben.
Du stehst wie die Rab' im Speck
Und ich verkomme im tiefsten Dreck —
Das nennt man Hundeleben.

Es ist die reine Ironie!
Du bist doch nur ein Hundevieh
Und lebst wie ein Prälat; —
Ich muß mich schänden spät und früh;
Du fragst ich Sie: Wo bleibt da die
Gerechtigkeit im Staate?!

Bomben? — Aber das ist doch der Schulhof. Die Türen des Hauses und des Stellers sind immer offen. Jeder konnte etwas hineintragen.“ Er argumentiert, beweist, und es sieht aus, als ob sie freigesprochen werden würden.

„Sie haben das letzte Wort.“ wandte sich jetzt der Vorsitzende an den ersten Angeklagten.

In sieberhafter Aufregung erhebt sich ein Grusier. Er ist augenscheinlich ein unberechenbarer, zielloser Mensch. Das Ver- sprechen, zu schweigen, das er dem Verteidiger gegeben, hat er vollständig vergessen.

„Unser Verteidiger hat gesagt, daß wir zu keiner Organisation gehören.“ rief er mit funkelnden Augen. „Das ist nicht wahr! — Wir sind kein Vieh! — Sogar Sie . . . stellen abends Kartenspartien zusammen. Wir sind Anarchisten! — Wir hassen Ihre Ordnung der Gewalt und würden es mit Vergnügen be- greifen . . .“

Der Präsident läßt ihn nicht weitersprechen, der wachhabende Offizier und die Wachen schleppen den Grusier, der mit den Häuften während um sich schlägt, aus dem Saale. Die Sitzung wird unterbrochen.

Der Gerichtshof bleibt lange draußen. Endlich kommt der wachhabende Offizier zurück; in den Händen hält er ein brennendes Licht. Mit ihm kommen zwei Soldaten. Es sieht aus wie ein feierlicher Umzug in einer katholischen Kirche. Der Offizier probiert sorgfältig alle Schlösser, hebt die Vorhänge. Die Sol- daten kriechen auf allen Vieren unter den langen Gerichtstisch. Der Offizier hebt das bis auf den Boden hängende Tischschut auf und leuchtet ihnen.

„Nicht da!“ sagen die Soldaten.
„Seht besser nach.“ befiehlt der Offizier, „ist hier nichts unter- gelegt worden?“

Dann entfernen sich der Offizier und die Soldaten.
„Der Gerichtshof kommt!“ verkündigt nach einigen Augen- blicken ein anderer Offizier.

Es erscheint ein General, umgeben von vielen Obersten.
„Sie haben das letzte Wort.“ wandte er sich jetzt an den zweiten Angeklagten.

Dieselbe Szene wiederholt sich.
Der zweite Student scheint sich an der Aufregung des ersten angelehnt zu haben.

Er verflucht den ganzen Gerichtshof und hört sogar nicht auf, als man ihn aus dem Saale schleppt.

Es scheint, als ob die Plätze nur so in der Luft hingen, denn „gegen alles Erwarten“ beginnt auch der Bauer zu fluchen, und zwar „echt russisch“ mit anderleichen Schimpfwörtern. — er hat augenscheinlich vergessen, daß die Lehrerin ihn auch hört.

Er wird auch hinausgeschleppt und wieder folgt eine Unter- brechung.

Auf der Anklagebank sieht sie nun ganz allein. In der Hand hält sie eine schwarze leberne Handtasche an einer Stahlkette. Der wachhabende Offizier hat schon verlobt, daß die Richter sich nahen, und diese zeigen sich jetzt in der Tür ihres Zimmers.

Plötzlich blickt der General die Angeklagte an und weicht augenscheinlich bestürzt zurück; auch die Richter, die es bemerken, tun dasselbe.

Der wachhabende Offizier ist ihnen gefolgt, kehrt aber schnell zurück, und tritt auf sie zu.

„Gestatten Sie, Fräulein, Ihre Handtasche.“
„Warum?“
„Weil . . . es befohlen ist.“
„Um nichts in der Welt . . .“
„Das erschwert Ihre Sache.“
„Es ist mir egal.“

„In dem Falle zeigen Sie sie mir nur . . .“
„Was fällt Ihnen ein? Um nichts in . . .“
„Ihre Weigerung wird den Gerichtshof sehr ärgern, und das wird auf Ihr Schicksal wirken. Ich gebe Ihnen einen guten Rat . . . Sie sind noch so jung, Fräulein . . .“

„Ich sagte Ihnen schon, es sei mir ganz egal.“
Der Offizier entfernt sich und ruft einen Kameraden zur Hilfe. Bald kommen sie beide zurück.

Der Kamerad bittet, sie möchte ihm doch die Sache geben, der Gerichtshof würde sonst nicht zurückkommen.

„Sie selbst wünschen doch auch, daß die Sache schneller zu Ende gehe.“

Sie willigte gern ein und übergab dem zweiten Offizier die Tasche.

Als die Richter endlich auf ihrem Platze sahen, nahm der zweite Offizier die Tasche, drehte sie und öffnete sie demonstrativ, um den Gerichtshof endgültig zu beruhigen. Man erblickt weiter nichts darin als ein Taschentuch.

Plötzlich springt sie von ihrem Platze auf, beugt sich über das Gitter der Barriere und reißt ihre Tasche an sich.

„Ich bin unschuldig!“ — ruft die junge erregte Stimme — „ich konnte im Gefängnis kein reines Taschentuch bekommen. — Ich bin unschuldig daran, daß ich solch ein schmutziges Taschentuch habe.“

Alle lachen gutmütig — und solches Lachen will bei einem Kriegsgericht sehr viel bedeuten.

Ihre Schrei der Verzweiflung rettet sie alle. — Man konnte sie nicht mehr hängen. Wir wußten aus Erfahrung, daß der Ger- richtshof jetzt selbst mildernde Umstände befürworten würde.

Und trotzdem auch sie von ihrem Satz zu sprechen begann, — man hörte gar nicht auf sie. . . .

Die Richter lachen wie vorher gutmütig.

Heberleht von
Kmalie Blonowex.

*) Maximalisten = Anarchisten.

Aus Neu-Byzanz.

In der in Velbert (Rheinland) erscheinenden „Velbeter Zeitung“ finden wir die folgende welterschütternde Meldung:

„Eine angenehme Erinnerung hat der aus Velbert gebürtige Feldwebel Oberhamm von der 2. Kompanie des Infanterie-Regiments von der Marwitz Nr. 61 mit beigebracht. Nach dem großen Gefecht am 15. 9. 13 bei dem Gehöft Friedrichs-

Kof im Kreise Schlame (Hinterpommern) wollte sich der Kronprinz vor Beginn der Besprechung, zu der die Offiziere vom kommandierenden General zusammengerufen waren, eine Zigarette anzünden. Feldwebel Oberhamm, der in der Nähe stand, trat mit der Bitte heran, Feuer reichen zu dürfen. Der Kronprinz nahm dies an, dankte für die Aufmerksamkeit und überreichte ihm einen Jubiläumstaler.“

Feldwebel Oberhamm hat mit seinem Jubiläumstaler mit einem Schläge sich und seine Vaterstadt berühmt gemacht. Wenn die Velbeter nun noch des Zigarettenstummels des Kronprinzen habhaft werden könnten, würde mit den auf den Gefilden Hinterpommerns eroberten Reliquien der Grundstock zu einem neuen vaterländischen Museum gegeben sein.

Leineweber

Berlin C.

Rohstraße 34 Köllnischer Fischmarkt 4-5-6 Fischerstraße 1



Kittel-Anzüge
von Mark 6.— bis Mark 21.—

Blusen-Anzüge
von Mark 3.50 bis Mark 21.—

Jacken-Anzüge
von Mark 5.— bis Mark 22.—

Original-Kieler Kleidung

Für die Schule!

Joppen-Anzüge
von Mark 10.— bis Mark 28.—

Knaben-Ulster u. Paletots
von Mark 8.— bis Mark 35.—

Kieler Pyjacks

Jünglings-Anzüge u. Ulster
von Mark 13.50 bis Mark 50.—

Joppen, Hosen Pelerinen Wettermäntel Mützen, Ulsterhüte

Neuheit!

Schlupfblusen - Anzüge in blau und grauem Kammgarn und Cheviot von 7.50 Mark an

Neuheit!

Meine in eigenen Betriebswerkstätten hergestellte Knaben- und Jünglings-Kleidung ist preiswert und unübertroffen in Sitz und solider Verarbeitung.

Danksagung.
Für die herzliche Teilnahme und Kranzspenden bei der Beerdigung meines lieben Mannes und guten Vaters sagen wir hiermit allen Teilnehmern unseren tiefgefühlten Dank.
Witwe Marie Raddant und Sohn.

Griehens Reiseführer

Bayerisches Hochland (Salzburg, Salzkammergut)	M. 1.50
kleine Ausgabe	90
große Ausgabe	1.50
Buckow und Umgebung	60
Dresden u. Sächs. Schweiz	2.—
Erzgebirge	2.—
Freienwalde u. Eberswalde	60
Harz (kleine Ausgabe)	1.20
(große Ausgabe)	2.50
Mecklenburg	1.50
Nordseebäder	2.—
Oberspree	50
Ostseebäder	2.—
Potsdam und Umgebung	50
Rheinreise	1.50
Riesengebirge (kl. Ausg.)	1.20
(gr. Ausg.)	2.50
Rügen	1.50
Sächsische Schweiz	1.—
Schwarzwald (kl. Ausgabe)	1.20
(gr. Ausgabe)	2.50
Spreewald	60
Thüringen	2.50
Thüringer Wald	1.20
Tirol (große Ausgabe)	3.—
(kleine Ausgabe)	1.50
und andere.	

Buchhandlung Vorwärts
Lindenstr. 69 (Laden).

Anzug-

stoffe, Ulster- und Paletotstoffe, Neuheiten, Mtr. 5.—, 6.—, 8.— M. Tuchlager Koch & Seeland G. m. b. H. Gertraudenstr. 20-21 vis-à-vis der Petrikirche.



Rückgrat-Verkrümmungen

wurden glänzende Erfolge erzielt mit meinem gesetzlich geschützten Geradhalter-Apparat Original-System „Haas“ 16 Auszeichnungen, u. a. auf dem 10. Aerztetkongress in Lemberg und der Internat. Hygiene-Ausstellung in Dresden. Soeben preisgekrönt auf dem 17. Internat. Aerztetkongress in London 1913. Dauernde Regulierung des Apparates kostenlos! Reichillustrierte Broschüre gratis.

Franz Menzel,
Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 23.

Vor Nachahmungen, die unter ähnlich lautenden Firmen angeboten werden, wird dringend gewarnt. Nur die Firma Franz Menzel liefert die weltberühmten Original-„Haas“-Apparate. 256/13*

Tag-Cigaretten
:: Qualitätsware ::
Unterstützen Sie uns!
Tabakarbeiter-Genossenschaft: Stuttgart.
Vertreter für Groß-Berlin:
P. Horsch, Engelufer 15, Gewerkschaftshaus.

Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek
Jedes Heft 20 Pf.

Abhandlungen und Vorträge zur sozialistischen Bildung. Herausgegeben 248/19* von Max Grünwald. Heft 6:
Schiller und die Arbeiter
Von Conrad Haenisch.
Preis 40 Pf.

WERFT
ERMUTH FRUCHT TRUNK
Kein Brantwein — Kein Likör
er gesund ist,
er gesund bleiben will, trinkt
ERFT, magenstärkend!
Ueberall zu haben à Werftglas 10 Pf.

Ohne Anzahlung

Schöne an jedermann
Möbel auf Kredit
bei Zahlung einer Monatsrate laut Vereinbarung u. bequem. Abzahl. komplette Wohnungs-Einrichtungen sowie einzelne Möbelstücke, Polsterwaren, farb. Küchen Porzellan, Gardinen, Betten, Kronen, Kinderwagen usw.
Garderobe für Herren, Damen u. Kinder
Pelze, Stolas, Muffen
Größe Auswahl neuester Fassons

S. DORN, Weinmeisterstr. 9
Ecke Alte Schönhäuser Str.

Heines Werke
3 Bände 4 Mark
Buchhandlung Vorwärts

Warum wollen Sie weiterhin die hohe Wohnungsmiete zahlen, wenn Sie durch den Gebrauch unserer **Patent-Schlaf-Möbel** ein Zimmer, folglich jährlich 300 Mark. Miete sparen können?
Ford. Sie gratis Katalog über ein- u. zweischläfrige Patent-Schlafsofas u. Chaiselg.-Betten.
Besichtigen Sie unsere Verkaufsräume Kottbuser Damm 94 und
Fabrikf. Frankfurter Allee 33.
Borrmann & Horschig
Fernsprecher: Königsstadt 10 568.

Wer ein Zigarrengeschäft neu

einrichtet, wende sich vertrauensvoll an die bekannte Firma Carl Röder, Berlin, Gräner Weg 119. (Königsstadt 3861.)
Alle bekannten Tabake (Kapitan, Hanwader, Grimm u. Triepel, Kopenhagener, Kantabal usw., Kapitän-Rauchtabake, v. Eiden, Hamburg, Cidantott, Goldford Schnupftabak und andere; stets frisch.
Zigaretten, denkbar größte Auswahl zu billigsten Fabrikpreisen: Jovetti, Garbaty, Sol. Meitum, Manoli, Problem, Cesterr. Regie, Russische und viele andere Sorten.
Zigarren, nur in Qualitäten, welche seit Jahren in vielen hundertsten Geschäften bestens eingeführt sind, in jeder Preislage.

Leihhaus Moritzplatz 58a

kaufen Sie von Kavaliereu wenig getragene sowie im Versatz gewesene Jackettanzüge, Rockanzüge, Paletots, Serie I: 10-18 M., Serie II: 20-30 M., größtenteils auf Seide. Ferner Gelegenheitskäufe in neuer Maßgarderobe enorm billig. Riesenposten Kleider, Kostüme, Flöschmütel, auf Seide, früher 150, jetzt 20-35 M. Große Posten Pelzstolas in Skunks, Marder, Nerz, Füchsen, früher bis 200, jetzt 20-75 M. Große Auswahl in Herren-Gehelpen, Gelegenheitskäufe in Damen-, Reise- und Wagen-Pelzen. Extra-Angebot in Lombard gewasener Teppiche, Gardinen, Portieren, Betten, Wäsche, Brillanten, Uhren und Goldwaren zu enorm billigen Preisen. Vorwärtsleser erhalten 10% extra.